Universität Zürich

40. Jahrgang, Nr. 1, Februar 2010

DIE ZEITUNG DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

unijournal

Aus dem Inhalt

Neuer Prorektor gewählt

Daniel Wyler ist zum neuen Prorektor der UZH gewählt worden. Eines seiner Anliegen ist die stärkere Identifikation der Dozierenden, Studierenden und Mitarbeitenden mit der Universität. Er plädiert für ein selbstbewusstes Auftreten gegenüber Politik und Öffentlichkeit. (Seite 3)

Medizinstudium im Wandel

Angehende Ärztinnen und Ärzte wollen meist möglichst rasch die klinische Praxis kennenlernen. Früher waren die ersten Semester des Medizinstudiums jedoch geprägt von langen theoretischen Durststrecken. Das hat sich geändert – dank der Studienreform. (Seite 4)

Risikofreude zahlt sich aus

Sechs Professoren der UZH kommen dieses Jahr in Genuss von Fördergeldern des Europäischen Forschungsrates. Wie haben sie es geschafft, den Zuschlag für die prestigeträchtigen Grants zu erhalten? Mit Durchhaltevermögen – und mit Mut zum Risiko. (Seiten 6-7)

Porträt Thomas Christen und seine Liebe zum Film. (Seite 13)

Alumni Sprung ins Berufsleben: Vom Studium zum Pfarramt. (Seite 14)

Letzte Werden die Anforderungen an Stellensuchende immer höher? (Seite 16)

Applaus (Seite 14)
Veranstaltungen (Seite 15)

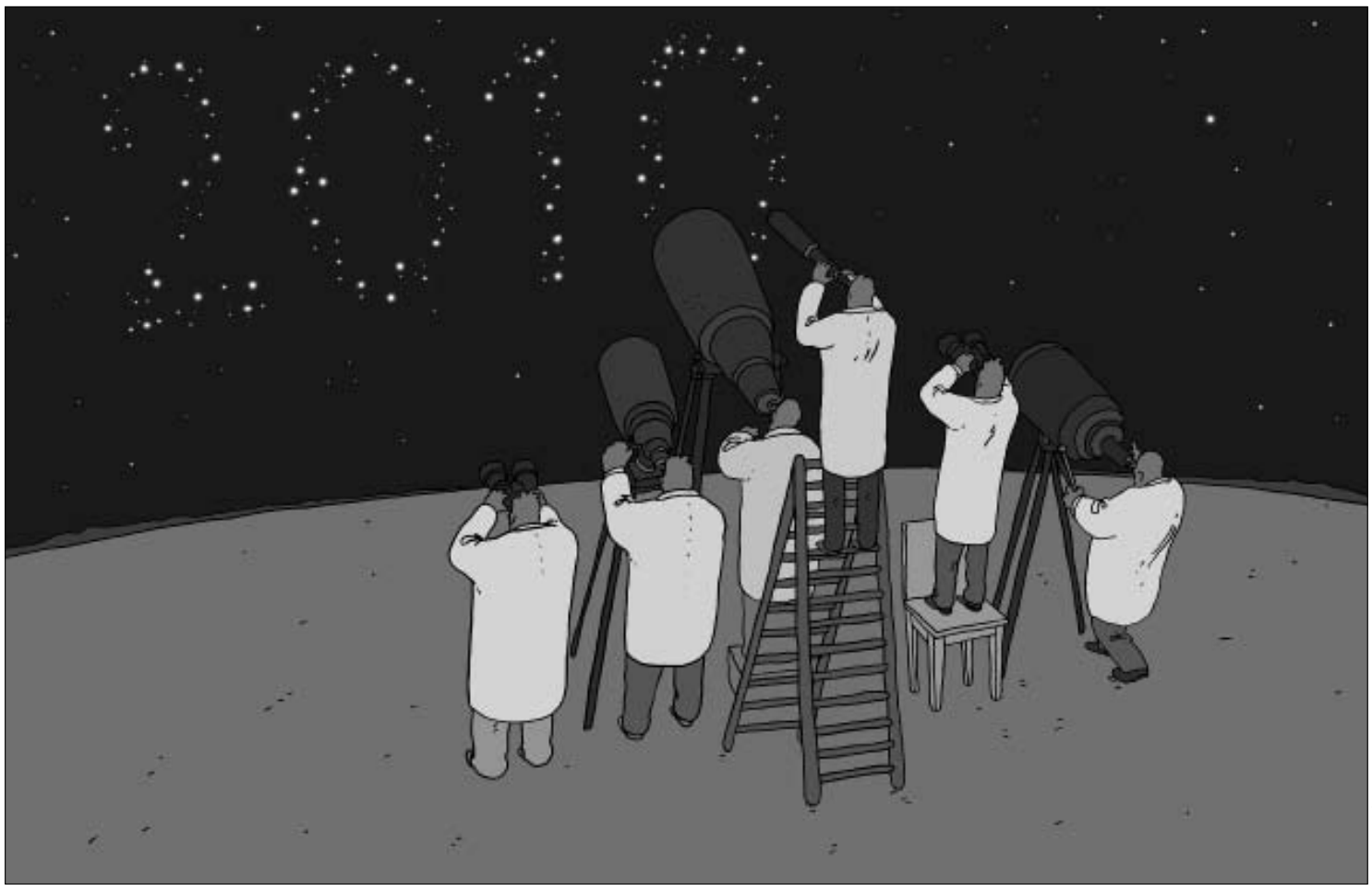


Illustration Stephan Liechti

Sind wir noch zu retten? Forschende prognostizieren, was in den Zehnerjahren auf uns zukommt.

Das Wissen von morgen

Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends ist zu Ende. Was bringt das nächste? UZH-Forschende blicken für uns in die Sterne – und sagen Aufregendes voraus.

Von Sascha Renner

Eben war noch vom neuen Jahrtausend die Rede – und es kamen die Nullerjahre. Das erste Jahrzehnt des dritten Jahrtausends war das Jahrzehnt der rasanten Globalisierung mit ihren Finanzkrisen und dem Aufstieg Chinas zur neuen Weltmacht. Es waren Jahre, geprägt von Terrorismus, neuen Kriegen und harter Sicherheitspolitik. Der Westen jammert im Rückblick über ein verlorenes Jahrzehnt, durch das sich Terror und Krisen wie ein schwarzer Faden ziehen. Und es war die Dekade des Internets. YouTube, Google und Facebook brachten neue Möglichkeiten und Gefahren und machten die Konsumenten zu Produzenten des Inhalts.

Und nicht zuletzt war es eine richtungsweisende Dekade für die Universität Zürich: die Jahre der Bologna-Reform, der neu gewonnenen universitären Autonomie, dem Boom der biomedizinischen Forschung, des gesteigerten Wettbewerbs um Forschungsgelder und die klügsten Köpfe weltweit.

Ein Jahrzehnt geht zu Ende, und wir fragen uns: Und was kommt jetzt? Wie sieht die Welt in den Zehnerjahren aus? An welche Zukunft glauben Top-Wissenschaftler, selbst wenn sie ihre Thesen jetzt noch nicht beweisen können? Das unijournal hat bei Forscherinnen und Forschern an der Universität Zürich nachgefragt – und präsentiert Ihnen Antworten auf eine Auswahl interessanter und brisanter Fragen, die uns im angebrochenen Jahrzehnt bewegen. Was kommt nach der Schweinegrippe? Können wir bald Gedanken lesen? Wird sich der Finanzplatz Schweiz behaupten können, und ist die Biodiversität noch zu retten?

Gesünder, kooperativer, liberaler

Fest steht: Die Nullerjahre mit ihren zwei Börsencrashs, dem islamistischen Terror, der sich anbahnenden Klimakatastrophe werfen ihren Schatten voraus. «Das neue Jahrzehnt wird durch die Probleme geprägt sein, die uns das vergangene beschert hat», meint beispielsweise Finanzwissenschaftler Thorsten Hens. Die Herausforderungen nach dem Flächenbrand der Finanzkrise werde die Schweiz aber besser meistern als die anderen Finanzmärkte, dank ihrer Liberalität und intakter Staatsfinanzen – falls es ihr gelinge, das Bankgeheimnis neu zu positionieren und falls die Fremdenfeindlichkeit nicht Überhand nehme. Politikwissenschaftler Hanspeter Kriesi sieht die Wirtschaftspolitik angesichts zunehmender Arbeitsplatzsorge wieder ins Zentrum rücken, gleichzeitig aber die Bedeutung der nationalstaatlichen Politik schwinden. Das Zeitalter des gedruckten Buches geht zu Ende (Barbara Naumann), eine Lösung zur Finanzierung von Qualitätsjournalismus ist trotz fantastischer neuer Online-Angebote nicht in Sicht (Frank Esser), und mehr wissenschaftliche Fakten können den Klimakollaps nicht aufhalten, sondern nur der gesellschaftliche und politische Wille (Bernhard Schmid).

Diesen eher düsteren Erwartungen stehen aufregende Erkenntnisfortschritte in der naturwissenschaftlichen Forschung gegenüber. Astrophysikerin Laura Baudis glaubt daran, im neuen Jahrzehnt den direkten Nachweis für die geheimnisvolle dunkle Materie zu finden, und MNF-Dekan Michael Hengartner rechnet gar mit der Entdeckung einer neuen Welt, denn der Anteil der dunklen Materie soll viel grösser sein als der sichtbare Teil der Materie. Ökonom Ernst Fehr ist davon überzeugt, dass wir trotz wachsender Verteilungskämpfe und explodierender Boni nicht eigennütziger werden. Auch Virologin Alexandra Trkola beruhigt: Im neuen Jahrzehnt werden sich zwar weitere Viren epidemisch verbreiten, neuste biotechnologisch hergestellte Impfstoffe werden uns aber besser schützen denn je. Und für Neuropsychologe Lutz Jäncke bleibt das menschliche Bewusstsein zwar ein Rätsel, doch sieht er die Zeit für eine kohärente Hirntheorie gekommen. Spannende Aussichten.

Mehr zum Thema auf den Seiten 8–11.

Wie kann man den gesellschaftlichen Nutzen der Pressefreiheit möglichst knapp umreissen? Vielleicht so: Mächtige handeln verantwortungsvoller, wenn sie von unabhängigen Medien beobachtet werden. Vom indischen Wirtschafts-Nobelpreisträger Amartya Sen stammt der Ausspruch: Wo Pressefreiheit herrscht, da gibt es keine Hungersnöte.

Doch wie garantiert man Pressefreiheit? Auch in Demokratien kann sie unter Druck geraten, vor allem wirtschaftlich. Denn die Unabhängigkeit der Medien ist nicht nur ein hohes, sondern auch ein kostspieliges Gut, wie Ökonom **Matthias Benz** in seiner Antrittsvorlesung erklärte. Journalistische Qualität ist mit Aufwand verbunden. Wo dieser nicht mehr rentiert, weil für ausgewogene Information nicht mehr genug bezahlt wird, wächst die Gefahr, dass Medienschaffende sich «kaufen» lassen.

Das Verhältnis von ideellen Werten und Ökonomie war auch Thema einer zweiten Antrittsvorlesung, jener des Theologen **Matthias Neugebauer**. Er setzte sich kritisch mit der Auffassung des Rechtsgelehrten Carl Schmitt auseinander, der behauptet hatte, Vorstellung und Begriff des Wertes seien nicht theologischen Ursprungs, sondern stammten aus der Sphäre des Tauschhandels, weshalb ihnen etwas Willkürliches und Beliebiges anhafte. Neugebauer hielt dagegen, dass Werte und Wertungen in erster Linie menschlich und erst in zweiter Linie ökonomisch seien. Der Mensch – ein «Homo aestimatus». Aufgabe der Theologie sei es daher, die Kunst des bewussten Umgangs mit Werten zu pflegen.

Werte haben ihren Wert, sagt der Theologe. Werte haben ihren Preis, sagt der Ökonom.

David Werner

Kommende Antrittsvorlesungen siehe S. 15

Auf den Punkt gebracht

« Für uns gehören alle, die in Zürich doktorieren, zum eigenen Nachwuchs, unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit.»

Andreas Fischer, Rektor der Universität Zürich, zu den Vorwürfen der SVP der Stadt Zürich, es gebe einen «deutschen Filz» an der UZH. (Quelle: www.uzh.ch/news, 7.1.2010)

« Schön wäre, wenn es nach der Sendung ‹10vor10› nicht heissen würde: Es folgt ‹Sport aktuell›, sondern: Es folgt ‹Wissenschaft und Forschung›.»

Dieter Imboden, Forschungsratspräsident des Schweizerischen Nationalfonds, in einem Podiumsgespräch der Science Bar Zürich zum Thema Forschung und Öffentlichkeit. (Quelle: www.uzh.ch/news, 6.1.2010)

« Ethiker und Ethikerinnen sind Pioniere der Rolle, die die Philosophie in Zukunft vorrangig zu erfüllen hat.»

Anton Leist, Professor für praktische Philosophie und Leiter der Arbeits- und Forschungsstelle für Ethik an der UZH. (Quelle: unimagazin 1/2009)

« Immer mehr Menschen sterben ausserhalb der eigenen Familien. Und immer weniger Menschen kommen in Kontakt mit Sterbenden. Eine Folge davon ist die gesellschaftliche Tabuisierung des Todes.»

Brigitte Tag, Rechtsprofessorin, anlässlich des Symposiums «Tod und toter Körper, Blick auf die Sektion» an der UZH. (Quelle: www.uzh.ch/news, 11.1.2010)

« Wir brauchen endlich eine gemeinsame europäische Aussenpolitik.»

Timothy Garton Ash, britischer Historiker und Publizist, an einer Vortragsveranstaltung des Schweizerischen Instituts für Auslandforschung. (Quelle: www.uzh.ch/news, 2.2.2010)

Wulffmorgenthalers Welt der Wissenschaft

Das Uniding, Folge 23: Das Riesenfaultier

Der letzte Hippie an der Universität

Bild Frank Brüderli

Jeder hat es schon gesehen, das Riesenfaultier. Niemand, der das Zoologische Museum betritt, kommt an diesem glasäugigen Urviech vorbei. Es ist der grösste und auffälligste Bewohner des Kollegiengebäudes. Zum Wappentier der Universität taugt es trotzdem nicht. Treuherzig und träge blickt der Sechseinhalb-Meter-Gemütsbrocken in die Runde, ein Fremdling im emsigen Hochschulbetrieb, ein Schwellenhüter zu einer anderen Welt, in der es keine Evaluationen, keine Rankings, keine Zitationsanalysen gibt. Seine Spezialität ist der geringstmögliche Energieverbrauch. Megatherium wird das Riesenfaultier von Fachleuten genannt, seine letzten Artgenossen starben vor 5000 Jahren aus. Kräuter- und blätterkauend trottete es einst durch die Pampa. Ein Schweizer namens Santiago Roth grub sein Skelett 1885 am Ufer des Arroyo del Medio in Argentinien aus und verkaufte es 1890 der Universität Zürich, die das Zottelmonster rekonstruierte. 39 Schaffelle brauchte es, um seine Haartracht nachzubilden. Und so steht er da, der Faulpelz, nun schon im 240. Semester, ohne eine einzige Qualifikation. Learning Outcome? Nie gehört. Leistungsnachweis? Lieber nicht. Das Faultier ist weder vernetzt noch kompetitiv, und sein Wissensdurst ist gleich Null. Es ist einfach nur da. Ein Mahnmal der Entschleunigung. Der letzte Hippie an der Universität.

David Werner

Nie ausgelernt

Lebenslanges Lernen hat Zukunft. Die UZH will deshalb die Entwicklung der Weiterbildung auf eine strategische Grundlage stellen. Dazu ist jetzt ein erster Schritt getan. Die Erweiterte Universitätsleitung (EUL) und der Universitätsrat haben ein Grundlagenpapier verabschiedet, das unter anderem folgende Punkte enthält: Das Weiterbildungsangebot richtet sich an Gruppen mit hohen Bildungsansprüchen. Voraussetzungen zur Teilnahme sind in der Regel ein Hochschulabschluss auf Masterstufe sowie Berufserfahrung.

Das Weiterbildungsangebot der UZH soll von der Professorenschaft und vom wissenschaftlichen Personal konzipiert werden und internationalen Standards entsprechen. Qualitätssicherung und -entwicklung sind Pflicht. Die Programme sollen mindestens eine relative Kostendeckung erreichen, wenn möglich aber Gewinne erwirtschaften. Die Kostentransparenz soll erhöht werden. Da der UZH ein Nutzen aus der Weiterbildung erwächst – zu nennen sind Austausch mit der Praxis und Zugang zur Wirtschaft – , ist sie bereit, jährlich maximal 2 Millionen Franken zu investieren. Beispielsweise in das sehr gut für die Durchführung der Kurse geeignete Zentrum für Weiterbildung.

Das Grundlagenpapier unterstreicht: Der Weiterbildung kommt wachsende Bedeutung zu, ihr Stellenwert innerhalb des Bildungsangebotes der UZH wird entsprechend steigen. *dwe*

Lust auf eine Firma

Das Kursprogramm «Lust auf eine eigene Firma!» feiert Jubiläum. Seit fünfzehn Jahren bietet es auf dem Hochschulplatz Zürich praxisbezogene und kompakte Kurstage zu unternehmerischen Themen. Auch die UZH engagiert sich für das Programm. UZH-Angehörige können die Kurse zu guten Konditionen besuchen.

Die Nachfrage nach unternehmerischem Know-how ist in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen. Rund ein Viertel der bisher insgesamt 18 000 Kursbesucher kamen von der UZH: Studierende, Doktorierende und Postdocs, aber auch Alumni. Der grösste Teil davon stammt aus den Sozial- und Geisteswissenschaften sowie den Wirtschaftswissenschaften.

Das Kursprogramm «Lust auf eine eigene Firma!» wurde 1995 an der ETH Zürich lanciert. Anfang 2000 ermöglichte ein Lizenzvertrag mit der ETH die Auslagerung des Programms, die Firma Business Tools AG wurde gegründet. Sie durchlief nun selber den Prozess des Firmenaufbaus. Die dabei gemachten Erfahrungen erhöhten die Authentizität des Programms. Das Angebot hat sich in den letzten Jahren marktgerecht und marktgerichtet weiterentwickelt.

Zur Jubiläumsfeier sind Interessierte herzlich eingeladen. Unter anderem wird der Kommunikationsspezialist Harry Holzheu dem Publikum eine Probelektion geben.

Ruth Imholz, Business Tools

Jubiläumsfeier: 2. März, 17.30 Uhr, ETH-Zentrum, Saal E7. Informationen: www.btools.ch

Impressum: unijournal • Die Zeitung der Universität Zürich, Nr. 1, 22. Feb. 2010 • Hrsg. von der Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation. Adresse: Universität Zürich, Abteilung Kommunikation, Redaktion unijournal. Rämistrasse 42, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. E-Mail: unijournal@kommunikation.uzh.ch • Verantwortliche Redaktoren: David Werner (dwe), Sascha Renner (sar) • Leiter Publishing: Roland Gysin • Layout: Frank Brüderli (fb) • Korrektorat: Nina Wieser • Sekretariat: Steve Frei • Druck: NZZ Fretz, Zürich • Auflage: 10 500 Exemplare • Erscheint sechsmal jährlich • Inserate: Kretz AG, General-Wille-Strasse 147, 8706 Feldmeilen, Tel. 044 925 50 60, annoncen@kretzag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung des Rektorats wiedergeben. • Das unijournal als pdf-Datei: http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/unijournal.html

«Stolz nach aussen tragen»

Daniel Wyler, Professor für Theoretische Physik, wird neuer Prorektor. Er tritt im August die Nachfolge von Heini Murer an. Lesen Sie im Folgenden, was seine Ziele und Prioritäten sind.

Bild Frank Brüderli

Daniel Wyler, zukünftiger Prorektor Medizin und Naturwissenschaften.

Von Adrian Ritter

Herr Wyler, was war Ihre Motivation, sich für dieses Amt zu bewerben?
Daniel Wyler: Motiviert hat mich einerseits, dass die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät mich für dieses Amt nominiert hat. Sie war offensichtlich zufrieden mit meiner Arbeit als Dekan der Fakultät – eine Aufgabe, die ich von 2006 bis Anfang 2009 innehatte. Andererseits sehe ich im neuen Amt viele wichtige Aufgaben. Zu den wichtigsten wird sicher gehören, die Stellung der universitären Spitäler zu stärken. Von diesen wird neben erstklassiger Forschung und Ausbildung eine kostengerechte Betriebsführung erwartet. Für die Professorinnen und Professoren führt dies zu einem herausfordernden Spagat zwischen Lehre und Forschung einerseits und der Patientenbetreuung andererseits.

Welche Bedeutung kommt der UZH in dieser Situation zu?
Sie muss und kann helfen, diese Spannung zu mindern. Wichtig ist der offene Dialog und die intensive Zusammenarbeit, die auch wegen der Autonomie der Beteiligten zentral ist – in gegenseitiger Respektierung der Anliegen beider Seiten. Gemeinsame Ziele müssen noch vermehrt betont werden. Die Universität kann die universitären Spitäler unterstützen, indem sie genügend Mittel und optimale Bedingungen für die Forschung und Ausbildung bereitstellt. Zudem gilt es, exzellente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler durch rasche, gemeinsam gestaltete Berufungen für den Hochschulstandort Zürich zu gewinnen und mit attraktiven Arbeits- und Forschungsbedingungen auch zu halten. Der Hochschulstandort Zürich ist prädestiniert dazu, ein internationales Zentrum der Spitzenmedizin zu sein.

Wo steht die UZH allgemein heute in der Hochschullandschaft?
Die UZH ist sehr gut positioniert. Sie hat ein breites Fächerangebot, wobei Exzellenz in allen Fakultäten vorhanden ist. In allen Fakultäten gibt es Forschende, die Weltberühmtheit erlangten. Dies sollten wir nutzen, etwa um den Stellenwert der Naturwissenschaften in der Bevölkerung zu erhöhen. Eine Möglichkeit dazu ist eine engere Zusammenarbeit mit den Gymnasien. Vor allem aber möchte ich die Universität Zürich als Forum stärken, an dem wichtige gesellschaftliche Diskussionen stattfinden, etwa zu Themen wie Tierversuchen.

Welche Forschungsschwerpunkte sehen Sie für die UZH in den nächsten Jahren?
Meiner Ansicht nach sollten Forschungsschwerpunkte sehr zurückhaltend von der Universitätsleitung deklariert werden. Die Schwierigkeit einer solchen Programmforschung ist oft die mangelnde Nachhaltigkeit und fehlende Flexibilität. Schwerpunktprogramme laufen nach einer Weile aus, haben aber Bedürfnisse und Stellen geschaffen, die dann vielleicht nicht mehr finanziert werden können, weil man andere Schwerpunkte setzen will.

In welcher Form sollte die Forschung gefördert werden?
Meine Erfahrung aus den Naturwissenschaften ist, dass Exzellenz organisch, also natürlicherweise wächst. Das bedingt primär eine solide Finanzierung vieler Forschungsrichtungen. Dies gibt den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Freiheit, ihre Ideen zu entwickeln. Externe Evaluationen sind dabei der sinnvollste Weg, die besten Forschenden zu identifizieren. Diese können dann gezielt gefördert werden, wenn das sinnvoll ist. Es ist aber nicht so, dass alle Forschenden nach immer mehr Geld rufen. Wichtig ist ihnen, eine langfristige Perspektive und genügend Zeit für ihre Forschung zu haben. Zusätzliche Gelder machen dann Sinn, wenn man damit exzellente Forschende an die Universität holen kann.

Spitzenforschung braucht Geld. Woher soll dieses in Zukunft kommen?
Das Fundament bildet natürlich die Finanzierung durch den Kanton Zürich, also die öffentliche Hand. Dies sollte auch so bleiben, was bedingt, dass Politikerinnen und Politikern immer wieder der Wert der Hochschulbildung aufgezeigt wird. Gleichzeitig gilt es, die finanziellen Möglichkeiten auszuweiten, etwa mit der geplanten Universitätsstiftung. Ich sehe ein Potenzial an Geldgebern etwa bei Privatpersonen, denen Forschung und Lehre ein Anliegen ist, oder bei Unternehmen, die im grossen Stil Absolventinnen und Absolventen der UZH anstellen. Als ideale Form der Unterstützung erachte ich nichtzweckgebundene Gelder, die der Universität zur freien Verfügung stehen. Daneben soll es aber auch möglich sein, gezielt etwa einen Lehrstuhl in einem bestimmten Fachbereich zu finanzieren. Die Freiheit der Forschung muss allerdings garantiert sein.

Was ist nötig, um solche Gelder zu gewinnen?
Die Grundlage dazu ist, dass die UZH als erstklassige Universität sichtbar ist. Ich möchte alle Angehörigen unserer Universität darin bestärken, selbstbewusst aufzutreten – innerhalb der Welt der Universitäten und vor allem auch gegenüber Öffentlichkeit und Politik. Die Wissenschaft ist eine wertvolle geistige Leistung der Menschheit, ein Kulturgut. Darauf sollten wir stolz sein. Wenn es uns gelingt, diesen Stolz nach aussen zu tragen und die Wichtigkeit der universitären Bildung zu zeigen, wird es möglich sein, die öffentliche und private Unterstützung der Universität sicherzustellen.

Wie kann diese Identifikation mit der Universität bei den Studierenden gestärkt werden?
Indem wir sie ernst nehmen, mit ihnen diskutieren, gerade auch wenn sie kritisch sind, etwa im Zusammenhang mit Bologna. Ich teile die Ansicht von Rektor Andreas Fischer, dass Korrekturen der Reform nötig sind. An der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät sind die Auswirkungen der Bologna-Reform nicht so gross, das Studium war schon vorher ziemlich strukturiert. Wir sind aber, wie andere Fakultäten auch, besorgt über eine mögliche «Punktementalität». Da gilt es, gemeinsam Lösungen zu finden.

Wie können die Studierenden ihre Anliegen am besten einbringen?
Ich bin ein Befürworter einer verfassten Studierendenschaft, wie es sie früher auch an der UZH gab und an vielen anderen Universitäten gibt. Eine grössere Organisation der Studierenden, die sozusagen mit einer offiziellen Stimme spricht, wird stärker wahrgenommen. Das gibt den Studierenden mehr Sicherheit, dass sie gehört werden. Eine andere sinnvolle Idee vieler Universitäten in den USA sind universitätseigene Stipendien für Studierende. Diese könnten durch die erwähnte Universitätsstiftung finanziert werden. Mein Wunsch, die Identifikation mit der UZH zu stärken, bezieht sich aber nicht nur auf die Studierenden. Es wird mir als Prorektor allgemein ein Anliegen sein, die Bedürfnisse der Mitarbeitenden unserer Universität aufzunehmen.

> «Ich bin ein Befürworter einer verfassten Studierendenschaft, denn eine grössere Organisation wird eher wahrgenommen.»
> Daniel Wyler

Daniel Wyler (60) ist seit 1987 Professor für Theoretische Physik an der UZH. 1997–2006 war er Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds, 2006–2009 Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Schwerpunkt seiner Forschung ist die theoretische Elementarteilchenphysik. Daniel Wyler hat zwei Kinder, die beide an der Universität Zürich studiert haben.

Adrian Ritter ist Redaktor von UZH News.

Festschriften

Wie ehrt man Professorinnen oder Professoren, die in ihrer Scientific Community einen hohen Ruf geniessen oder sich in einer anderen Weise verdient gemacht haben? Früher sehr beliebt, aber heute eher aus der Mode gekommen sind Gemälde, Büsten oder Gedenktafeln – wobei die im Lichthof des Kollegiengebäudes platzierte, von der Künstlerin Pipilotti Rist gestaltete Chaiselongue für Emilie Kempin-Spyri zeigt, dass es auch ganz moderne Formen von Denkmälern gibt.

Zeitlos und hoch angesehen sind Ehrendoktorate und Preise, von denen einige besonders hohes Renommee geniessen: Man denke an die Nobel-Preise, an die Fields-Medaille (für Mathematik) oder an den Pritzker-Preis (für Architektur). Eine weniger bekannte Form von Ehrung sind Festschriften; von ihnen soll hier die Rede sein.

Festschriften sind üblicherweise Sammelbände mit Aufsätzen, die einer Person beispielsweise zu einem runden Geburtstag oder zur Emeritierung gewidmet werden; herausgegeben werden sie von Kollegen, Freunden oder Schülern des oder der Geehrten. Sie tragen Titel wie «Festschrift für …», «Studies in honour of …» oder «Mélanges offerts à …», womit angedeutet ist, dass es die zu ehrende Person und nicht eigentlich das Thema ist, das einen Band zusammenhält. Gerade dies wird Festschriften oft zum Vorwurf gemacht, erwartet man in der heutigen Zeit doch bei Sammelbänden einen thematischen Fokus und Beiträge, die nach dem Prinzip der Peer Review ausgewählt sind.

Die Textsorte Festschrift ist aus diesen Gründen schon oft totgesagt worden, lebt aber ganz munter weiter, wie die Vielzahl von Neuerscheinungen zeigt. Und warum soll sie nicht? Zum einen sind Aufsätze, die ein Thema behandeln, das sowohl dem Verfasser wie auch dem Geehrten naheliegt, sehr persönliche, im besten Sinn selbst gemachte Geschenke. Zum anderen enthalten Festschriften oft auch den Lebenslauf und ein Schriftenverzeichnis der geehrten Person und sind damit praktische, weil brauchbare Denkmäler. Und schliesslich kann man sie auch als lebendige Überreste einer Zeit sehen, in der das Publizieren sich nicht nur an den Regeln einer streng disziplinären, ausschliesslich ergebnisorientierten Wissenschaft orientierte.

Für das Wort Festschrift gibt es im Englischen übrigens keine wirklich gute Entsprechung, weshalb es auch im englischen Sprachraum gebräuchlich ist. Zusammen mit Angst, Bildungsroman, Doppelgänger und anderen gehört es zur kleinen, aber beachtlichen Gruppe von deutschen Fremdwörtern, die nicht nur als Wörter, sondern auch als Ideen ins Englische eingegangen sind. Rein englisch ist hingegen das – mindestens informell gebräuchliche – Wort Festschriftee, das in Anlehnung an Trainee, Examinee oder Evacuee jemanden bezeichnet, der von der Festschrift «betroffen ist», das heisst durch sie geehrt wird.

Andreas Fischer, Rektor

«Pluspunkt ist die Praxisnähe»

Statt theorielastiger Durststrecken in den ersten Semestern frühzeitige Berührung mit der klinischen Praxis: Die Studienreform machte es möglich. Ein Gespräch mit Christian Schirlo und Wolfgang Gerke über die Folgen von «Bologna» in der Humanmedizin.

Interview David Werner

Herr Schirlo, Herr Gerke, Sie koordinieren die Studienreform an der Medizinischen Fakultät. Hat sich Ihre persönliche Einstellung zur Reform im Laufe der Zeit geändert?
Wolfgang Gerke: Ich bin pragmatischer geworden. Zu Beginn war ich mehr aufs Konzeptuelle fokussiert. Das Medizin-Curriculum in sich sollte möglichst schlüssig und modern sein. Doch das beste Curriculum ist wenig wirksam, wenn es nicht zur Alltagskultur der Institution passt.
Christian Schirlo: Man muss immer im Auge behalten, ob die Lehrenden und Lernenden mit dem Curriculum zurechtkommen; wo nicht, da muss man das Konzept anpassen.

Die Medizinische Fakultät begann mit der Bologna-Reform erst 2007, warum?
Schirlo: Der staatliche Einfluss auf die universitäre Ausbildung ist in der Medizin grösser als in anderen Fakultäten. So wird durch das neue Schweizer Medizinalberufegesetz eine Umgestaltung des Medizinstudiums nötig. Mit einer ersten Reform, die sich an internationalen Qualitätsmassstäben ausrichtete, wurde bereits 2003 begonnen. Man erwartete damals nicht, dass die Medizin auch die Bologna-Reform würde umsetzen müssen. Die Schweizerische Hochschulrektorenkonferenz CRUS beschloss es dann anders – und so haben wir es nun mit gleich zwei Reformen zu tun.

Passen die beiden Reformen zueinander?
Gerke: Die erste Reform enthielt bereits einige Elemente, die auch zum Bologna-Katalog gehören: das Modulsystem, Wahlpflicht-Veranstaltungen und kontinuierliche Leistungsnachweise. Das half, die beiden Reformen aufeinander abzustimmen.

Brachten die strukturellen Veränderungen auch didaktische Verbesserungen?
Gerke: Das Lehrangebot ist vielseitiger und zum Teil praxisbezogener geworden. Das Modulsystem hat den Vorteil, dass wir themenbezogene Kurse anbieten können, die fachübergreifend organisiert sind.
Schirlo: Für den grössten Pluspunkt der Reform halte ich, dass sie es ermöglicht hat, vorklinisches und klinisches Studium miteinander zu verzahnen. Das bringt didaktisch sehr viel. Medizinstudierende wollen in der Regel möglichst rasch die klinische Praxis kennenlernen. Die ersten Semester, in denen ausschliesslich Grundlagenwissen zu büffeln war, erlebten viele als Durststrecke. Heute erhalten Studierende schon früh klinischen Anschauungsunterricht. Sie gehen dann auch motivierter an die Theorie heran, weil sie sehen, wozu sie nötig ist.

Gab es auch negative Erfahrungen?
Gerke: Nicht alle Ideen zum neuen Curriculum kamen an. Zum Beispiel wollten wir die Unterrichtsform Problemorientiertes Lernen (POL) auf der Masterstufe einführen. Davon sind wir wieder abgekommen. Fortgeschrittene Studierende wollen in der Regel weniger mit Tutoren über allgemeine Prinzipien diskutieren; sie suchen den Kontakt zu Fachärztinnen und -ärzten mit praktischer Erfahrung.

Welche didaktischen Leitlinien waren für Sie bestimmend bei der Reform-Umsetzung?
Gerke: Wir versuchen, Methodenpluralität zu pflegen und das Gespräch über die Lehre an der Fakultät am Laufen zu halten. Lehre in der Medizin bedeutet ja nicht nur Stoffvermittlung, sondern immer auch, Haltungen vorzuleben. Wie man mit Kranken umgeht, lernen Studierende nicht nur in einem Kurs über Ethik, sondern vor allem durchs Beobachten, wie ein Professor, eine Professorin sich verhält.

Hat die Reform einen Effekt auf die Mobilität der Studierenden?
Schirlo: Kaum, da die wenigsten Bologna-Staaten die Reform im Fach Medizin durchführten. Das spielt aber keine grosse Rolle, da die Medizin-Studiengänge unabhängig von Bologna stark standardisiert und damit international vergleichbar sind.

Ist der Prüfungsaufwand gestiegen?
Gerke: Wir können den Aufwand unter Kontrolle halten, indem wir nicht jedes Modul mit einer schriftlichen Klausur abschliessen, sondern alternativ dazu verschiedene mündliche Formen der Leistungsüberprüfung pflegen, die teilweise sogar direkt in die Lehrveranstaltungen eingebaut werden können. Diese Hürden sind administrativ einfacher zu bewältigen, vor allem sind sie didaktisch wertvoller, weil Studierende direkte Feedbacks erhalten.

Neu wird das Medizinstudium mit einer Masterarbeit abgeschlossen. Was ist der Vorteil?
Schirlo: Wissenschaftliche Aspekte erhalten ein höheres Gewicht. Alle Studierende, also auch diejenigen, die keinen Doktortitel erwerben wollen, führen am Ende des Studiums in Form der Masterarbeit ein eigenständiges Forschungsprojekt durch. Es ist wichtig, dass sie nicht nur lernen, wie medizinisches Wissen angewandt wird, sondern auch, wie es generiert wird.

Spielten Überlegungen zur Nachwuchsförderung bei der Reform eine Rolle?
Gerke: Neu eingeführt wurde eine dreijährige Doktoratsstufe. Sie besteht aus zahlenmässig kleinen, gut strukturierten, oft interdisziplinär und international organisierten Programmen, die sich speziell an den wissenschaftlichen Nachwuchs richten. Absolventinnen und Absolventen erhalten den Titel eines Doctor scientiae medicinae (Dr. sc. med.). Diese Programme sind allerdings sehr zeitaufwändig. Deshalb kann man auch weiterhin auf bisherigem Weg eine medizinische Dissertation schreiben.

Was bleibt zu tun?
Schirlo: Zu nennen sind vor allem die Umsetzung der ab 2011 neu konzipierten eidgenössischen Schlussprüfung und die Abstimmung mit der ärztlichen Weiterbildung. Für Mediziner ist mit Abschluss des Studiums die Ausbildung ja noch nicht vorbei; es folgt eine Weiterbildung, die mit der Facharztprüfung abgeschlossen wird. Man braucht also in aller Regel 12 bis 13 Jahre, bis man Ärztin oder Arzt ist. Wer dazu noch ein Doktoratsprogramm absolviert, ist nach dessen Abschluss schon fast zu alt für eine Professur. Wir müssen dieses Aus- und Weiterbildungskontinuum verkürzen, indem wir es klüger strukturieren. Das Bologna-Instrumentarium kann dabei helfen.

Christian Schirlo ist der Leiter des Studiendekanats der Medizinischen Fakultät, Wolfgang Gerke ist zuständig für die Curriculumsplanung.

Beatrice Scherrer, Leiterin Fachstelle Projekt- und Personenförderung der UZH

uniKnigge
Die Beratungsecke

Wie schreibt man Drittmittelanträge?

Im universitären Alltag lauern viele Fallstricke und Fettnäpfchen. Angehörige der UZH geben an dieser Stelle Tipps, wie heikle Situationen zu bewältigen sind. Diesmal Beatrice Scherrer zum Thema: **Worauf gilt es bei Drittmittelanträgen zu achten?**

«Auch wenn es Forschende nicht als Lieblingsbeschäftigung bezeichnen, gehört das Schreiben von Drittmittelanträgen zum Alltag eines jeden Wissenschaftlers und einer jeden Wissenschaftlerin. Folgende Fallgruben gilt es dabei zu umgehen:
• Klären Sie als erstes, ob Sie die Voraussetzungen für die Antragstellung erfüllen. Sie ersparen sich den Ärger einer Ablehnung aufgrund eines Formfehlers, wenn Sie die Weisungen genau studieren. Auch wer die Frist zur Abgabe des Antrags verpasst, hat umsonst gearbeitet. Eingabetermine können, wie beispielsweise bei Forschungsanträgen an die Europäische Kommission, auf die Stunde genau festgelegt sein.
• Daraus ergibt sich ein weiterer wichtiger Punkt: Planen Sie genügend Zeit ein! Getreu Murphy's Law neigt die Technik dazu, einen kurz vor Ablauf der Eingabefrist mit noch nie da gewesenen Problemen zu konfrontieren. Bedenken Sie auch, dass Sie wahrscheinlich nicht die oder der Einzige sind, die oder der knapp vor der Deadline Dokumente elektronisch abschicken will, und das System daher überlastet sein könnte.
• Wer seinen Antrag frühzeitig fertigstellt, vermeidet nicht nur Stress beim Einreichen, sondern kann auch den Text nochmals auf Rechtschreibe-, Grammatik- und Tippfehler überprüfen. Selbst ein inhaltlich einwandfreies Gesuch wirkt nachlässig, wenn sich solche Fehler häufen.
• Idealerweise lassen Sie Ihren Text von jemandem lesen, der ihn fachlich versteht, aber nicht direkt mit Ihrer Forschung zu tun hat. Durch «Betriebsblindheit» entstandene Fehler wie unklare Formulierungen oder fehlende Erläuterungen lassen sich so vermeiden. Ihr Antrag wird typischerweise auch von Gutachtern ausserhalb Ihres unmittelbaren Fachgebiets gelesen. Ein gut strukturierter und verständlicher Text hilft, die Förderinstitution von Ihrem geplanten Projekt zu überzeugen.
• Und zum Schluss: Verlieren Sie nicht den Mut, wenn Ihr Antrag abgelehnt wird! Gute Projektanträge zu schreiben ist Übungssache. Der grösste Fehler besteht darin, gar keinen Antrag zu stellen.»

Jörg Rössel und Christoph Uehlinger

Fragendomino
Was Sie schon immer wissen wollten

Wohin gehört die Religion?

Christoph Uehlinger, Ordinarius für Allgemeine Religionsgeschichte und Religionswissenschaft, gibt die Domino-Frage an Jörg Rössel weiter, Ordentlicher Professor für Soziologie: «Sie erforschen Lebensstile und kulturelle Präferenzen. Lässt sich über diese Kategorien auch der Ort der Religion in der modernen Gesellschaft besser verstehen?»

Jörg Rössel antwortet:
«Lieber Herr Uehlinger,
Begriffe wie Lebensführung und Lebensstile wurden in der Soziologie aufgegriffen, um das Handeln von Akteuren jenseits von objektiven Restriktionen besser erklären zu können. Unter Lebensstilen versteht man dabei Muster sozialen Handelns. Diesen liegen spezifische kulturelle Werte oder ästhetische Präferenzen zugrunde. Im Anschluss an Max Weber spricht man von Lebensführung, wenn Lebensstile und die zugrundeliegenden Werte und Präferenzen gemeint sind.

Nach Otte lässt sich die Lebensführung in gegenwärtigen Gesellschaften durch zwei Hauptdimensionen beschreiben. Die Ausstattungsdimension beschreibt das Ausmass an Dekodierungsarbeit und materiellen Ressourcen, die für die Ausführung eines bestimmten Lebensstils nötig sind. Die zeitliche Dimension verweist erstens auf die Prägung desselben durch historisch bestimmte Moden und zweitens auf seine biographische Verfestigung. In der zweiten Dimension zeigt sich ein Gegensatz zwischen stärker traditionell und religiös bestimmten Lebensstilen einerseits und mehr auf Genuss bezogenen Lebensstilen andererseits.

Insofern könnte man die Hypothese formulieren, dass die Entwicklung hedonistischer Lebensstile in gegenwärtigen Gesellschaften durch Prozesse der Säkularisierung ursächlich bedingt ist. Zudem könnte die Ausbreitung dieser Lebensführungsmuster auch erklären, warum Kirchen in zunehmendem Masse auf Events und Action als Attraktion für Gläubige setzen müssen, die spezifische Lebensstile aufweisen.»

Jörg Rössel richtet die Domino-Frage an Benedikt Korf, Assistenzprofessor für Humangeografie: «Sie beschäftigen sich mit Spenden für die Opfer von Naturkatastrophen. Kann man hier eine Transnationalisierung feststellen?»

Die Abräumer des Jahres

Neuigkeiten aus Forschung und Lehre an der UZH interessieren auch eine breite Öffentlichkeit. Hier die Top-Ten-Liste jener Themen, die 2009 das stärkste Medienecho auslösten.

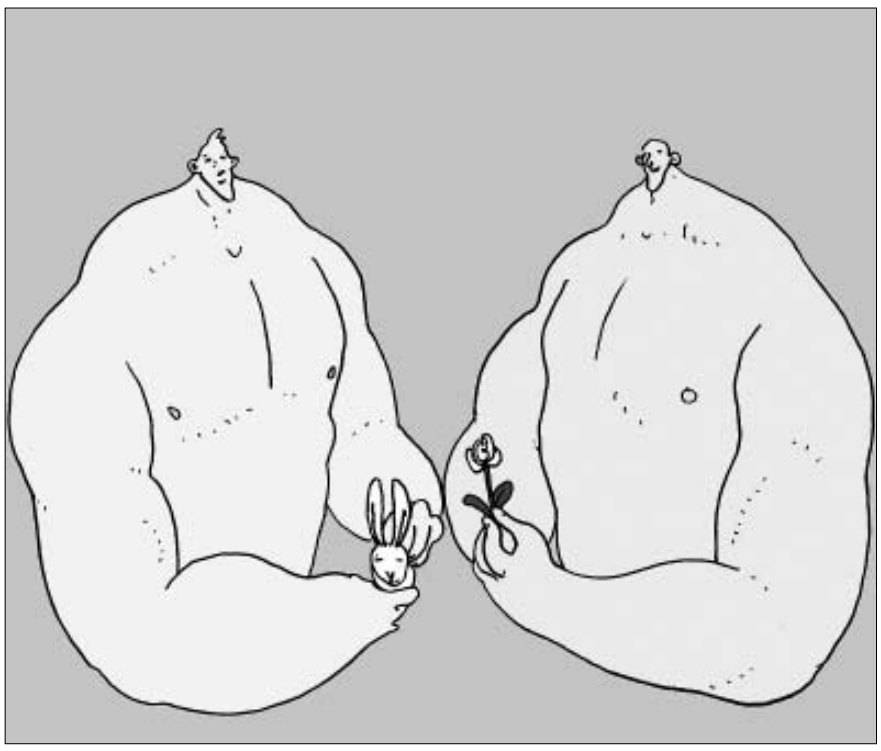


Illustration Stephan Liechti

Erstaunliches Forschungsergebnis: Testosteron macht nicht aggressiv.

Von Beat Müller

Mit 81 Medienmitteilungen hat die UZH letztes Jahr auf Forschungsergebnisse und News aus der Universität aufmerksam gemacht. 24 Medienmitteilungen betrafen die Institution Universität, 24 stammten aus der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, zwölf aus der Medizinischen Fakultät und je acht aus der Wirtschaftswissenschaftlichen und der Philosophischen Fakultät. Die ersten vier Medienmitteilungen der Bestenliste erzielten jeweils über 200 Medienberichte.

1. Die Nachricht, Testosteron mache gar nicht streitlustig, sorgte in den nationalen und internationalen Medien für das grösste Aufsehen. Testosteron fördere die Fairness, hatte eine Forschergruppe um den Neurowissenschaftler Christoph Eisenegger und den Ökonom Ernst Fehr herausgefunden. Sie widerlegten damit die gängige Auffassung vom aggressiv machenden Sexualhormon und sicherten sich so die Aufmerksamkeit der Medien. In ihrem Versuch hatten sie mehr als 120 Personen eine Verhandlungssituation durchspielen lassen. Dabei ging es um die Aufteilung eines Geldbetrages, wobei sowohl faire als auch unfaire Angebote zulässig waren. Vor dem Spiel erhielten die Probanden entweder Testosteron oder ein wirkungsloses Scheinpräparat. Erwartet wurde, dass die Versuchspersonen mit Testosteron eine aggressive, selbstbezogene und riskante Strategie wählen. Tatsächlich machten Spieler mit künstlich erhöhtem Testosteronspiegel die faireren Angebote als diejenigen, die Scheinpräparate erhielten.

2. Ein beinahe ebenso grosses Medienecho löste die Meldung «Forscher der UZH bringen gelähmte Ratten wieder zum Laufen» aus. Grégoire Courtine und sein Team vom Experimental Neurorehabilitation Laboratory der Medizinischen Fakultät hatten gezeigt, dass gelähmte Ratten dank Medikamenten, Elektrostimulation und regelmässigem Training auf einem Laufband wieder gehen und sogar rennen können. Hier zeigt sich, dass Medien häufiger über Forschungsergebnisse aus der Medizin berichten, wenn diese die Hoffnung auf Heilung wecken – wie hier für die Rehabilitation von Menschen mit Rückenmarkverletzungen.

3. Die Nachricht über ein aggressives Insekt, das sich erstmals in der Schweiz und im angrenzenden Deutschland ausbreitet, brachte es auf Platz drei. Alexander Mathis und Francis Schaffner vom Institut für Parasitologie konnten nachweisen, dass es sich bei dem vorerst unbekannten Insekt um die Asiatische Mücke handelt. Der Blutsauger kann das für Menschen gefährliche West-Nil-Virus übertragen und ist deshalb für die Medien und ihre Leser zu einem relevanten Thema geworden. Dass die räumliche Nähe eines Ereignisses ein entscheidender Auswahlfaktor für Journalistinnen und Journalisten ist, illustrieren Zeitungsüberschriften wie «Die Asiatische Mücke auch in Europa» oder «Die Asiatische Buschmücke ist in Deutschland angekommen».

4. Wie Science-Fiction mutet die Meldung an, dass in Zukunft Verbrechen durch Hirnscans verhindert werden könnten. Soweit ist es noch nicht. Aber an der Hirnaktivität lässt sich ablesen, ob jemand plant, sein Versprechen zu halten oder nicht. Der Neurowissenschaftler Thomas Baumgartner und Ökonom Ernst Fehr konnten nachweisen, dass sich beim Bruch eines Versprechens gewisse Gehirnregionen messbar unterscheiden. Medien wollen ihre Leser und Zuschauer nicht nur informieren, sondern auch überraschen. Genau dies schaffte diese Nachricht über die «Signale des Bösen» («Süddeutsche Zeitung»).

5. Medienmitteilungen zum Gletscherschwund bringen es regelmässig in diese Top-Ten-Liste. So berichteten die Medien auch im letzten Jahr über die neuen Daten des World Glacier Monitoring Service (WMGS) – auch wenn diese den globalen Trend der Eisschmelze seit 1980 bestätigten. Für die internationale Verbreitung dieser und anderer News nutzt die Media Relations der UZH verschiedene Online-Wissenschaftsplattformen in Europa und den USA, dank derer sie Journalistinnen und Journalisten weltweit mit UZH-Medienmitteilungen beliefern kann.

6. Der Newsfaktor «Neuigkeit» ist eines der entscheidenden Selektionskriterien von Wissenschaftsjournalisten, wenn diese aus der täglichen Flut von Nachrichten auswählen müssen. Die erste erfolgreiche Hirnoperation bei geschlossener Schädeldecke stiess deshalb auf grosses Interesse. Eine Forschungsgruppe um Daniel Jeanmonod von der Klinik für Neurochirurgie des Universitätsspitals Zürich und Ernst Martin vom Magnetresonanz-Zentrum der Universitäts-Kinderklinik hatte ein Verfahren vorgestellt, das nichtinvasive Hirnoperationen ermöglicht. Dabei wurden bei einer kleinen Gruppe ausgewählter Patienten mit einem Hochenergie-Ultraschall räumlich scharf definierte Bereiche des Gehirns durch Erhitzung verödet.

7. Die grösste Resonanz in den Schweizer Medien erzielte die Studie über die Atem-Alkoholmessgeräte der Polizei. Peter Iten vom Rechtsmedizinischen Institut konnte belegen, dass die Atem-Alkoholtests der Polizei ungenau sind. Die Blastests liefern im Schnitt um 20 Prozent zu niedrige Werte und fallen also zugunsten der beschwipsten Autofahrer aus. Die Medien berichteten über dieses Thema, weil es für die meisten ihrer Leserinnen und Leser relevant ist. Gleichzeitig liess sich mit diesen Forschungsergebnissen ein schwelender Konflikt zwischen Rechtsmedizin einerseits und Polizei sowie Bundesbehörden andererseits konstruieren und beschreiben.

8. «Höhenklima schützt vor Herzinfarkt und Hirnschlag» konnte die UZH im Hochsommer melden. Die Epidemiologen David Fäh und Matthias Bopp vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin hatten herausgefunden, dass Bewohnerinnen und Bewohner der Alpen weniger häufig an Herz-Kreislauf-Erkrankungen leiden als Menschen im Flachland. Eine solche Studie müsse natürlich aus der Schweiz kommen, schrieb daraufhin die «Welt» aus Berlin. Sie berichtete genauso über die gesunden Bergler-Herzen wie etwa auch die «Südostschweiz», bei der hingegen der Lokalbezug für die Auswahl entscheidend war.

9. Die Jahresmedienkonferenz der UZH war die einzige Top-Ten-Meldung des Jahres 2009, die nicht aus der Forschung stammt. Die Studierendenzahlen auf Rekordhöhe und das relativ neue Thema Fundraising weckten das Interesse der Zürcher, aber auch der nationalen Medien. Trotz oder wohl dank der damals öffentlich diskutierten Finanzkrise gelang es, die Geldbeschaffung durch Sponsoren und Stiftungen zu thematisieren.

10. Der Klimawandel geniesst hohe mediale Aufmerksamkeit, die in den Tagen um den Weltklimagipfel in Kopenhagen noch zunahm. Davon profitierte auch die zweite Medienmitteilung der UZH zum Gletscherschwund. Philip Jörg und Michael Zemp kündeten an, die Gletscherschmelze neu mit Laserlicht zu messen. Vom Flugzeug aus werden sie mit Lasertechnik die Veränderungen der Dicke von Gletschern bestimmen.

Beat Müller ist Medienbeauftragter der UZH.
Mediadesk: www.mediadesk.uzh.ch

Was macht eigentlich die ...

Betriebsfeuerwehr?

Tina Siegenthaler ist Vize-Kommandantin der Betriebsfeuerwehr der Universität Zürich. Diese unterstützt die Berufsfeuerwehr, falls es am Irchel oder im Tierspital etwa zu einem Brand oder Wasserschaden kommt.

Die Betriebsfeuerwehr trifft sich jährlich zu zwölf Übungen. Im Januar wurde simuliert, in einem Labor sei ein Glas mit Säure zu Bruch gegangen. Tina Siegenthaler hilft, eine ohnmächtige Person zu retten.

Mit einer speziellen Chemikalie wird die Säure anschliessend gebunden und entsorgt. Die Übung ist realitätsnah – rund zweimal jährlich rückt die Betriebsfeuerwehr wegen kleineren Unfällen mit Chemikalien aus.

Zu den Aufgaben von Tina Siegenthaler gehört es auch, die Mitglieder der Betriebsfeuerwehr zu schulen. Nach der Chemie-Übung stellt sie neue Hilfsmittel vor, um Personen zu dekontaminieren.

Die Mitglieder der freiwilligen Betriebsfeuerwehr sind in verschiedenen Funktionen an der UZH tätig. Tina Siegenthaler ist Informatik-Supporterin am Irchel und seit zehn Jahren in der Betriebsfeuerwehr aktiv.

Adrian Ritter, Redaktor UZH-News

Die Betriebsfeuerwehr der Universität Zürich ist für die UZH-Standorte Irchel und Tierspital zuständig – weil dort viele Labors und technische Geräte vorhanden sind. Brände sind selten, eher muss wegen Wasserschäden ausgerückt werden. Die Betriebsfeuerwehr besteht aus rund zwanzig Personen und freut sich über neue Freiwillige.

www.sidi.uzh.ch/activities/feuerwehr.html

Ambitiöse Forschung belohnt

Geldsegen aus Brüssel: Sechs Forschende der UZH erhalten dieses Jahr zusammen 14 Millionen Euro vom Europäischen Forschungsrat. Wir wollen von den sechs Professoren wissen, wie sie es geschafft haben, den Zuschlag für die prestigeträchtigen Grants zu bekommen.

Von Markus Binder

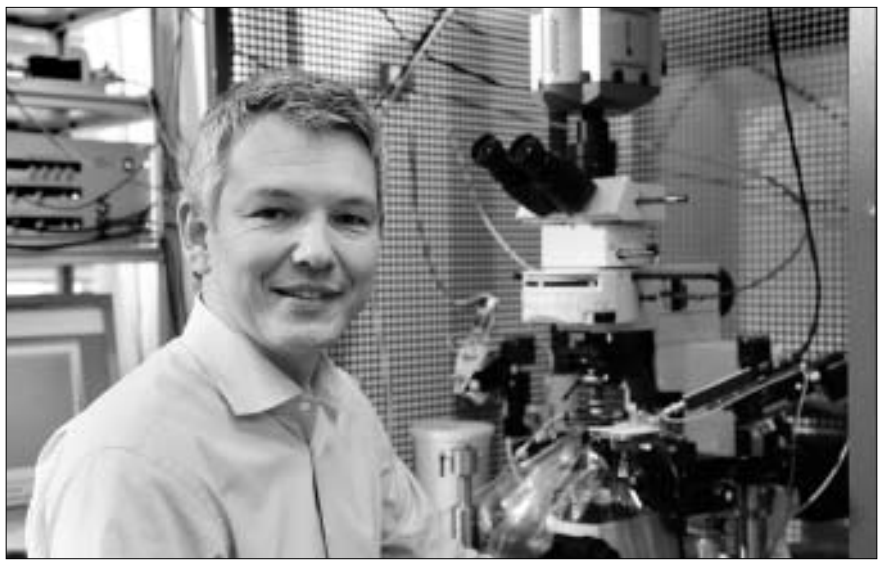
Der sogenannte Advanced Investigator Grant des Europäischen Forschungsrates (ERC) will etablierte Forscher dazu ermutigten, innovative, risikoreiche Projekte einzureichen. Die Vorhaben sollen ambitiös und wagemutig sein, schreibt das ERC in der Ausschreibung. Dieser Aufruf zum Risiko stösst bei den Forschenden auf grosse Zustimmung. Der Zürcher Prionenforscher Adriano Aguzzi zum Beispiel glaubt, dass wissenschaftlicher Erfolg Forschende dazu verleiten kann, auf dem bewährten Gebiet zu verharren: «Es gibt auch in der Wissenschaft so etwas wie ein Gesetz des abnehmenden Ertrags.» Mit den Forschungsgeldern helfe die EU, die Angst vor Misserfolg auf einem neuen Gebiet zu überwinden. Zum Risiko der ERC-Grants gehört allerdings auch, dass eine Runde aussetzen muss, wer abgelehnt worden ist. Wer in der Evaluation eine gewisse Mindestqualität nicht erreicht, muss ein Jahr warten, bis er das nächste Projekt einreichen kann.

Schweizer Forschende profitieren

Dank der bilateralen Verträge können sich Forschende in der Schweiz seit 1987 an den Rahmenprogrammen für Forschung und technologische Entwicklung (FRP) der EU vollumfänglich beteiligen. Die ERC-Grants sind Teil dieses Rahmenprogramms. Basierend auf dem Bruttoinlandprodukt bringt die Schweiz 2,6 Prozent des Gesamtbudgets der Rahmenprogramme auf, erhält aber im Vergleich rund 4 Prozent der Auszahlungen. Im mit 515 Millionen Euro dotierten Programm sind Ende 2009 236 von insgesamt 1584 Projekten ausgewählt worden.

Die Schweiz stellt mit 29 Projekten fast so viele wie Deutschland (31). Die ETH hat vierzehn Grants erhalten, vier davon in Lausanne. Die weiteren Schweizer Projekte verteilen sich auf die Universitäten Genf (3), Basel (2), Lausanne (1) und Lugano (1) sowie auf das Friedrich-Miescher-Institut der Novartis Forschungsstiftung in Basel und das Istituto die Ricerca in Biomedicina in Bellinzona. Die Projekte sind maximal mit 2,5, in Ausnahmefällen mit 3,5 Millionen Euro dotiert und auf fünf Jahre angelegt. Das Durchschnittsalter der Auserwählten beträgt 53 Jahre, 15 Prozent sind Frauen.

Neben dem Advanced Investigator Grant wurde vom Europäischen Forschungsrat auch ein sogenannter Starting Independent Researcher Grant für jüngere Forschende geschaffen. In der zweiten Ausschreibung sind im September 2009 vierzehn Projekte aus der Schweiz bewilligt worden, darunter zwei der Universität Zürich: Die Grants gingen an Christian von Mering (Molekularbiologie) und Tristan Weddigen (Kunstgeschichte).

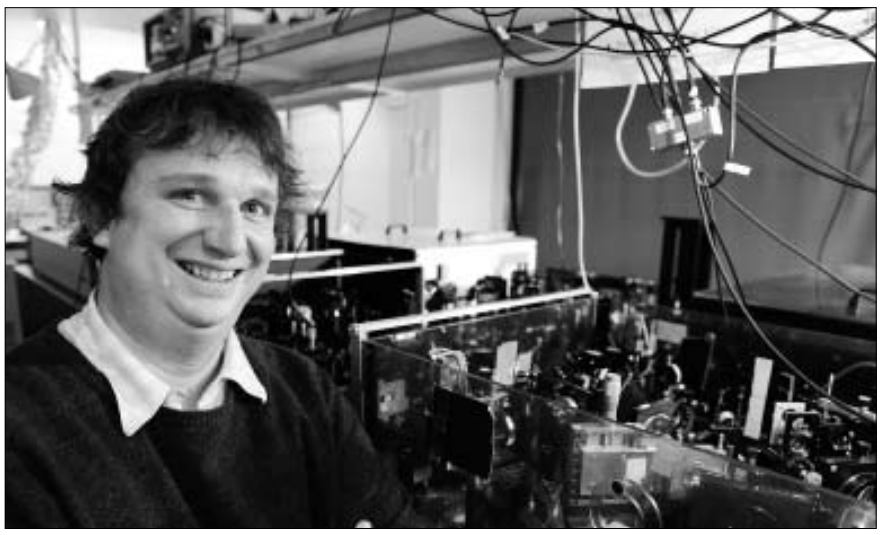


Bilder Frank Brüderli

Neue Einsichten ins Nervensystem: Neuropharmakologe Hanns Ulrich Zeilhofer.

Den chronischen Schmerzen auf der Spur

Wie kommen chronische Schmerzen zustande? Diese Frage beschäftigt Hanns Ulrich Zeilhofer, Neuropharmakologe mit einer Doppelprofessur an der Universität Zürich und der ETH. Er untersucht in seinem neuen Projekt die besondere Rolle der neuronalen Netzwerke im Rückenmark. Dabei will er neusten Entwicklungen aus der Neurobiologie auf seine Fragen anwenden, etwa die Optogenetik, eine Kombination von Optik und Gentechnik. In solchen neuen Methoden und der erfolgreichen Forschungsarbeit seiner Gruppe in den letzten Jahren sieht er denn auch den Grund, weshalb er den Förderbeitrag erhalten hat. «Damit begeben wir uns in unbekannte Gefilde», sagt der 47-jährige studierte Mediziner. «Das Projekt ist nicht ohne Risiko, aber wenn es funktioniert, dann können wir ganz neue Einsichten in die Fehlfunktionen des Nervensystems bei chronischen Schmerzen gewinnen.»



Beachtete beim Antragschreiben den Rat von Kollegen: Physiker Peter Hamm.

Zur Methode nur ein paar Sätze verloren

Nein, am Nutzen könne es nicht gelegen haben, dass die Europäische Union seine Forschung unterstütze, sagt Peter Hamm: «Was wir machen, ist fundamentale Grundlagenforschung, ohne unmittelbare Anwendung als Ziel.» Der 43-jährige Physiker aus München will mittels Infrarotspektroskopie messen, wie Proteine ihre Form ändern und auf diese Weise als molekulare Schalter Signale weitergeben. Im Vorfeld hat er mit Kollegen gesprochen, die in der ersten Runde 2007 kein Geld erhalten haben: «Ich habe dabei gelernt, dass es nicht darum geht, eine neue Methode zu entwickeln, sondern neue Methoden anzuwenden.» Er habe deshalb lediglich eine halbe Seite über Methoden geschrieben. Hamm kann mit dem Geld nun nicht nur sein Forschungsteam fast verdoppeln, sondern auch für eine halbe Million Euro einen neuen Laser kaufen: «Der alte ist schon etwas in die Jahre gekommen, deshalb kommt dieses Geld genau zum richtigen Zeitpunkt.»

Kam mit Durchhaltewillen ans Ziel: Biologe Ueli Grossniklaus.

Vererbung erworbener Eigenschaften

Das Darwinjahr ist vorüber, evolutionsbiologische Forschung aber geht weiter, zum Beispiel im Botanischen Garten bei Ueli Grossniklaus. Der 45-jährige Entwicklungsgenetiker will zeigen, dass Veränderungen der Genaktivitäten weitervererbt werden können, auch wenn diese nicht auf der DNA codiert sind. Solche epigenetischen Veränderungen werden vermutlich durch die Umwelt verursacht. Seit einigen Jahren wirbt er erfolglos um Gelder für dieses Projekt. Jetzt hat es in Brüssel geklappt, weil die Datenbasis nun besser sei und das Interesse der Evolutionsbiologen an der Epigenetik steige. «Ich hoffe, dass dieser Erfolg der Life Sciences auch ein Zeichen für die Universität ist», sagt er. Die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät habe die Institutsbudgets gekürzt, während die Studierendenzahlen sich in der Biologie mehr als verdoppelten. Er persönlich konnte die Kürzungen zwar ausgleichen, weil er in einem Schwerpunktprogramm beteiligt ist, viele seiner Kollegen jedoch nicht.

Forschung zur Krankheitsresistenz von Pflanzen ausdehnen: Biologe Beat Keller.

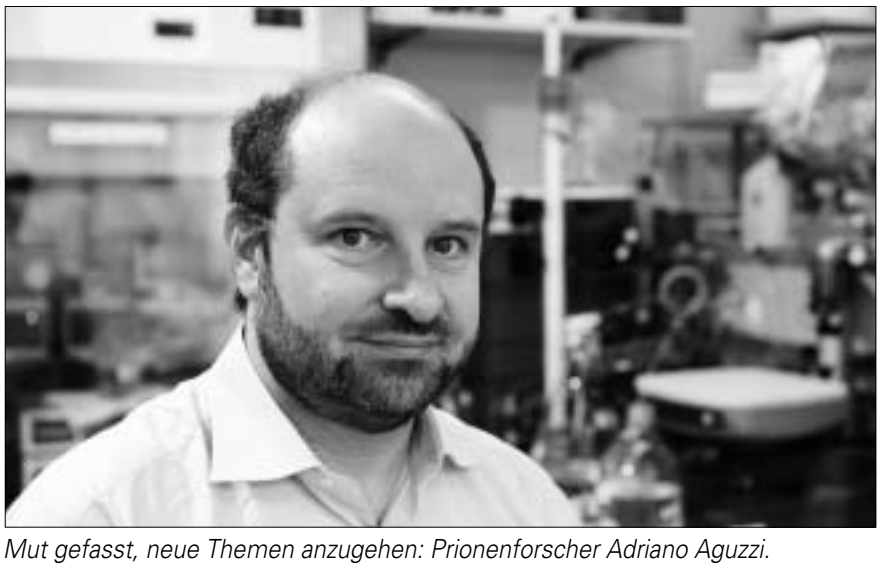
Zuerst der Durchbruch, dann das Gesuch

Noch vor einem Jahr hätte sich Beat Keller nicht beworben für die Forschungsgelder der EU. Dann aber kam der Durchbruch; der 51-jährige Berner Oberländer identifizierte mit seinem Team ein Gen, das verantwortlich ist dafür, dass gewisse Weizensorten gegen mehrere Pilzerkrankungen resistent sind. Es folgte eine Veröffentlichung in der Zeitschrift Science und der Entschluss, einen Antrag für einen ERC-Grant zu stellen: «Ich will die Forschung zur Krankheitsresistenz nun ausdehnen und neues Know-how in die Gruppe bringen.» Keller möchte die molekulare Grundlage von dauerhafter Resistenz verstehen und erforschen, ob neue Resistenzgene im Labor entworfen werden können. Den Grund für den Erfolg sieht Keller in den sehr langfristig verfolgten wissenschaftlichen Fragen. Seit zehn Jahren erforscht er die natürlichen Abwehrmechanismen von Weizen und Gerste: «Erfolg ist nur möglich, wenn man langfristig in die Grundlagenforschung investiert, wie die Universität Zürich.»

Betreibt Marktforschung im Labor: Ökonom Jacob Goree.

Blitzstart des eingeflogenen Holländers

Der einzige Sozialwissenschafter der Schweiz, der 2009 einen Advanced Investigator Grant der EU erhalten hat, ist Jacob Goeree. Noch in Kalifornien stellte der 43-jährige Ökonom aus dem niederländischen Emmen letztes Jahr den Antrag. Zusammen mit den 1,8 Millionen Euro aus Brüssel kommt er nun in die Schweiz, um seinen Lehrstuhl und das Forschungsprojekt aufzubauen. Ziel ist, die Ökonomie aus dem Büro ins Labor zu holen und soziale und ökonomische Institutionen zu konstruieren: «Wir wollen Marktmodelle testen, quasi wie in einem Windkanal.» Bereits beschäftigt hat er sich damit, wie ein Markt für Umwelt belastende Stoffe am besten funktionieren könnte. «Ich glaube, in dieser direkten Anwendbarkeit liegt ein Teil der Attraktivität», sagt er. Um sein Team nun aufzubauen, will er auch Forschende aus den USA in die Schweiz locken, eine Seltenheit, fliesst doch der grosse Strom junger Ökonomen in die andere Richtung.



Mut gefasst, neue Themen anzugehen: Prionenforscher Adriano Aguzzi.

Nach dem Rinderwahn zu neuen Ufern

Die BSE-Krise mit ihren taumelnden Rindern hat Adriano Aguzzi und seine Prionenforschung berühmt gemacht und in den 1990er-Jahren seine Forschungskasse gefüllt. Der Nationalfonds, das US-Verteidigungsdepartement, aber auch Privatunternehmen haben ihm Millionen gegeben, damit er herausfindet, auf welchen Wegen sich Prionen bis ins Gehirn ausbreiten. Nun möchte der 49-jährige Mediziner aus Pavia wissen, weshalb die Prionen überhaupt das Hirn schädigen und die Funktion des «gesunden Prions» untersuchen. Einer der vier Gutachter seines Antrages kam zum vernichtenden Urteil, dass Adriano Aguzzi auf diesem Gebiet ein «kompletter Ignorant» sei. «Der Gutachter hat Recht», sagt Adriano Aguzzi offen, «ich kenne die Funktion des Prionproteins nicht.» Wer aber innovative Forschung betreibe, der müsse echtes Neuland betreten und etwas Mut haben; zunächst wollte sich Aguzzi nämlich gar nicht bewerben: «Ich hatte Angst, dass eine Ablehnung mein Ego beschädigen würde.» Aber als Prorektor Heini Murer ihn angerufen hat, sei ihm nichts anderes übrig geblieben.

Mehr Informationen zu europäischen Forschungsprojekten unter: http://www.euresearch.ethz.ch/

Markus Binder ist Journalist.

Gesünder, vernetzte
kompetitiver, m

Wenn es darum geht, die Zukunft vorherzusehe
Interessant sind die Prognosen, wie die von Welt morgen
und Wissenschaftler gebeten, uns auf eine Fra
beschäftigen wird. Manche Antworten s

Was verraten uns die Sterne?

Laura Baudis, Astrophysikerin.

Die Präzision der kosmologischen Beobachtungen des Weltalls hat im letzten Jahrzehnt dramatisch zugenommen. So konnte die Temperatur der kosmischen Hintergrundstrahlung (das direkte Nachglühen des Urknalls) mit einer Genauigkeit von vier Stellen nach dem Komma gemessen werden, was eine detaillierte Untersuchung der für die Entstehung aller beobachtbaren Strukturen im Universum verantwortlichen Fluktuationen ermöglicht. Ein anderes Beispiel ist die Bestimmung der Fluchtgeschwindigkeiten von Millionen von Galaxien, womit die grossräumige Struktur des heutigen Universums genau kartiert wird.

Solche und andere Präzisionsmessungen bestätigen, dass die gravitative Masse im Weltall durch eine neue Form von Materie (also bisher unentdeckte Elementarteilchen) dominiert ist. Trotz weltweiter, intensiver Bemühungen der Astroteilchenphysiker ist es bisher nicht gelungen, diese geheimnisvolle dunkle Materie, die keine elektromagnetische Strahlung emittiert oder absorbiert, direkt nachzuweisen.

Doch ist mit dem neuen Jahrzehnt auch die Ära einer neuen Generation von vielfach empfindlicheren Experimenten zum Nachweis dieser Teilchen angebrochen. Solche Experimente werden den ersten direkten Nachweis der «dunklen» Teilchen liefern, indem sie etwa in unterirdischen, mit auf minus 100 Grad gekühltem Xenon gefüllten Detektoren mittels hochempfindlicher Lichtsensoren die winzigen UV-Lichtblitze nachweisen, die durch die extrem seltenen Kollisionen der dunklen Teilchen mit den Xenon-Atomen entstehen. Gleichzeitig werden solche Teilchen auch am LHC in Genf produziert werden, um ihre Eigenschaften zu untersuchen. In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts wird eine folgende Generation von Detektoren in der Lage sein, auch die lokale Verteilung der dunklen Materieteilchen in der Milchstrasse zu vermessen, und die Entstehungsgeschichte unserer Heimatgalaxie zu rekonstruieren. *Laura Baudis*

Werden wir immer eigennütziger?

Ernst Fehr, Wirtschaftswissenschaftler.

Vor dem Hintergrund zunehmender Verteilungskämpfe, steigender Arbeitslosigkeit, wachsender Einkommensunterschiede und explodierender Boni kann diese Frage schon aufkommen, doch ich glaube nicht, dass die Menschheit immer egoistischer wird. Der Eigennutz gehört zwar seit jeher zu den Triebkräften, welche hinter dem menschlichen Verhalten stehen, aber unsere Forschung hat gezeigt, dass Menschen auf Werte wie Kooperationsbereitschaft, Vertrauenswürdigkeit und das Einhalten von sozialen Normen grossen Wert legen; Menschen nehmen sogar erhebliche Nachteile in Kauf, um eine empfundene Ungerechtigkeit zu rächen. Interessanterweise gibt es aber grosse individuelle Unterschiede, wie und wie stark Individuen bereit sind, das Wohlergehen anderer zu berücksichtigen.

Eine wichtige Erkenntnis in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, dass Institutionen (welche den Handlungsspielraum der Menschen durch legale Vorschriften und soziale Normen beeinflussen) ausschlaggebend dafür sind, ob uneigennützige oder egoistische Individuen das wirtschaftliche Gesamtergebnis dominieren. Es gibt Institutionen, in denen bereits eine kleine Minderheit uneigennütziger Individuen das egoistische Handeln der Mehrheit verhindern und volle Kooperation herbeiführen kann. Umgekehrt gibt es auch Situationen, in denen ein kleiner Anteil von Egoisten das Gesamtergebnis bestimmt.

«Ich glaube nicht, dass die Menschen in Zukunft egoistischer werden.»

Damit auch in Zukunft freiwillige Kooperation und Motive wie Ehrlichkeit und Gerechtigkeit dominieren, muss die Menschheit also ihre Aufgaben wahrnehmen und die richtigen Institutionen und politischen Instrumente entwickeln. Ich selber werde meinen Teil dazu beitragen, indem ich weiterhin die Grundlagen menschlichen Verhaltens erforsche. *Ernst Fehr*

Kann sich unsere Wirtschaft behaupten?

Beat Hotz-Hart, Sozialökonom.

Die Schweiz hat sich eine hohe Wettbewerbsfähigkeit erarbeitet und besitzt eine solide Basis für ihre Behauptung in den Zehnerjahren. Unterschiede gegenüber unseren Konkurrenten machen unsere Einzigartigkeit und damit unseren Erfolg aus. Die internationale Verflechtung und der damit einhergehende Wettbewerb der Standorte werden intensiver. Einzigartigkeit geht durch Anpassung verloren. Dies zunehmend aufgrund von äusserem Druck, wie die Entwicklung beim Bankgeheimnis und der Steuergesetzgebung zeigt. Der Handlungs- und Gestaltungsspielraum von Wirtschaft und Politik wird eingeschränkt. Innen- und Aussenpolitik sind miteinander eng verbunden. Die Behauptung eines starken eigenen Profils wird die Herausforderungen für die Zehnerjahre.

Eine Verteidigung des Status quo ist eine Illusion; Trägheit und Selbstzufriedenheit ein Risiko; die Abschottung gegen aussen eine Gefahr. Der internationale Wettkampf zwingt zum Handeln und Wandel ist unabdingbar. Durch Gestaltungswille, Risikobereitschaft und Entscheidungsfreude muss Einzigartigkeit gegenüber den Konkurrenten immer wieder neu erarbeitet werden.

Dazu braucht es gemeinsame Leistungen von Unternehmen, Politik und Gesellschaft. Die Unternehmen müssen selber ihre Chancen am Markt erkennen, risikobereit für Neues sein und sich durchsetzen. Die Politik muss günstige Voraussetzungen im Innern schaffen und sich modischem Aktivismus enthalten; besondere Herausforderungen wie die langfristige Finanzierung der Sozialwerke und den Kostendruck im Gesundheitswesen bewältigen und damit die hohe Standortattraktivität aufrecht erhalten.

Besonders erfolgskritisch wird die weitere Integration der Schweiz ins internationale Umfeld: freier Zugang zu den internationalen Märkten für alle relevanten Leistungen der Schweiz – und dies bei gleichzeitiger Offenheit, wie beispielsweise bei der Personenfreizügigkeit. Diese Leistung muss die Gesellschaft gestalten und mittragen: Was bestimmen wir selber und wo werden wir getrieben? *Beat Hotz-Hart*

Welche Trends setzt die Jugend?

Marlis Buchmann, Soziologin.

Am gesellschaftlichen Horizont deuten einige Anzeichen auf verschiedene brisante Entwicklungen hin, die junge Leute zum einen massgeblich in Gang setzen, von denen sie zum anderen aber auch betroffen sind.

So werden junge Frauen die Trendsetter im Bildungsbereich sein und junge Männer bezüglich höheren Bildungsabschlüssen hinter sich lassen. Allerdings sind die Zeichen dafür, ob die kommende Frauen-Power im Bildungssystem auch mit verbesserten Chancen für eine berufliche Karriere einhergehen wird, noch nicht allzu optimistisch. Dafür verantwortlich dürften die sich nur zögerlich verändernden Geschlechterstereotypen sein, die eine Kompatibilität von Beruf und Familie für Frauen verhindern.

Die Arbeitsmarktentwicklung mit dem deutlichen Trend zu steigenden Ausbildungsanforderungen und beruflichen Erfahrungen dürfte den Einstieg in das Berufsleben für einen beträchtlichen Teil der jungen Leute in den kommenden Jahren erschweren. Dazu trägt auch die weltweit schwierige konjunkturelle Lage bei, deren Schatten weit in die Zehnerjahre hinein reichen wird. Diese Aussichten verlangen von jungen Leuten erhöhte Flexibilität und Innovationsbereitschaft in der Planung ihres beruflichen Lebens.

Aufgrund der schwierigen Wirtschaftslage ist in diesem Jahrzehnt nicht mit den sieben fetten Jahren zu rechnen. Die Erfahrung von möglichen Einschränkungen, allerdings auf einem immer noch hohen Wohlstandsniveau, könnte bei jungen Leuten mit einer stärkeren Betonung von materiellen Werten einhergehen. *Marlis Buchmann*

Finanzplatz Schweiz – quo vadis?

Thorsten Hens, Finanzwissenschaftler.

Der Finanzplatz Schweiz gehört zu den fünf besten Finanzzentren der Welt. Wie wird er sich im kommenden Jahrzehnt behaupten können? Das neue Jahrzehnt wird durch die Probleme geprägt sein, die uns das vergangene beschert hat. Der Flächenbrand der vergangenen Finanzkrise ist durch beherztes Eingreifen der Nationalbanken und Regierungen auf Kosten nie gekannter Geldmengenausweitung und rekordhoher Staatsverschuldung gelöscht worden. Die Quittung dieser Löschaktion wird ein langwieriger Sanierungsprozess der Staatsfinanzen sowie eine Re-regulierung der Finanzmärkte sein. Für die Schweiz kommt gleichzeitig noch eine lästige Pendenz hinzu: Die Neupositionierung des Bankgeheimnisses!

«Das schweizerische Bankgeheimnis wird wieder zu dem werden, was es einmal war.»

er, klüger, flexibler, aterialistischer

n, lag schon so mancher schlaue Kopf daneben.
n aussieht, dennoch. Wir haben 15 Wissenschaftlerinnen
age zu antworten, die uns in den Zehnerjahren
timmen ernüchternd, andere euphorisch.

Jeder Finanzplatz – insbesondere aber der schweizerische – steht also im neuen Jahrzehnt vor sehr grossen Herausforderungen. Diese Herausforderungen wird die Schweiz besser meistern als die anderen Finanzmärkte, da die Staatsfinanzen besser in Schuss sind und man in der Regulierung nicht dogmatisch, sondern eher pragmatisch vorgeht. Die Liberalität der Schweiz wird solche Finanzmarktfunktionen anziehen, die von New York, London und Frankfurt vertrieben werden. Und das Bankgeheimnis wird wieder zu dem werden, was es einmal war: ein Schutz ausländischer Vermögen vor dem Zugriff totalitärer Staaten, ohne dass damit eine Steuerhinterziehung möglich ist.

Das einzige Hindernis auf diesem Weg ist die schwelende Ausländerfeindlichkeit der Schweiz. Die wesentliche Ressource eines Finanzplatzes ist das Wissen der Mitarbeitenden. Auf internationales Know-how zu verzichten, ist ein selbstverschuldeter Wettbewerbsnachteil vor allem gegenüber New York und London, zwei Finanzzentren, die auch weiterhin in der ganzen Welt die besten Talente rekrutieren werden – auch solche aus der Schweiz! *Thorsten Hens*

Geht der Wissenschaft der Nachwuchs aus?

Otfried Jarren, Prorektor GSW.

«Alle Zukunft ist ungewiss.» Das gilt auch für Universitäten und ihren Nachwuchs. Deshalb kommt es darauf an, über mögliche Zukünfte nachzudenken. Denn: Akteure gestalten die Zukunft, viele Dinge entwickeln sich pfadabhängig. Einen neuen Pfad finden, Schneisen schlagen, sich neu orientieren – das erfordert Auf- und Umbruchbereitschaft. Für die Nachwuchsförderung an der UZH ist solch ein Vorgehen angezeigt.

Wissenschaftliche Innovationen sind nötig: Die europäischen Universitäten sind gut aufgestellt, aber der Wettbewerb nimmt zu. Es geht um die rechtzeitige Entdeckung und gezielte Förderung von Talenten für die Wissenschaften, aber auch für die Wirtschaft: Neues Denken trägt zur gesellschaftlichen Selbstaufklärung bei und stösst ökonomische und kulturelle Innovationen an.

Ein strategischer Ansatzpunkt sind die Doktorandenschulen: Es sollten Häuser sein, in denen in vielfältiger Weise individuell gearbeitet und interagiert werden kann. Häuser, in denen sich Doktoranden der UZH vernetzen mit ausländischen Forschenden, die für Tage oder Monate Gast sind. In diesen offenen Häusern muss Raum sein für das flexible kooperative Tun. Und natürlich bedarf es, zur Anregung wie zum gezielten Coaching, erfahrener Peers: Von ihnen, ehemaligen Professoren von Rang, kann man über die Communities erfahren, mit ihnen kann man Paper und Vorträge vorbereiten. Selbstorganisierte Veranstaltungen, aber auch Tage der Offenen Tür hin zur Gesellschaft – so wird auch sozial Neues möglich. *Otfried Jarren*

Hält die religiöse Gewalt an?

Dieter Ruloff, Politikwissenschaftler.

Der Attentatsversuch vom Weihnachtstag 2009 hat die Fragen nach religiös motivierter Gewalt wieder aktualisiert. Der Nigerianer Umar Farouk Abdul Mutallab, ein gläubiger Muslim, versuchte ein US-Passagierflugzeug zum Absturz zu bringen. Muss man vermehrt mit religiöser Gewalt rechnen?

Die Forschung zeichnet ein differenzierteres Bild. Exklusiv religiöse Motive sucht man im Gewaltgeschehen der letzten Jahre und Jahrzehnte zumeist vergebens. Gruppenmerkmale wie Sprache, Ethnie und eben auch religiöse Bindungen werden in Konflikten aber zur Rekrutierung und Durchsetzung von Gehorsam sowie zur Rechtfertigung von Grausamkeiten beim Kampf gegen «Ungläubige» oder «Fremde» benutzt.

Die eigentlichen Gründe haben in der Regel klar säkularen Charakter: Tatsächliche oder imaginierte Bedrohungen, Sicherung von Identität, Befreiung, Autonomie, territoriale Streitigkeiten, Kontrolle über Ressourcen. Dies gilt etwa auch für sämtliche innerstaatlichen Kriege der letzten Jahre wie jene im Sudan; im Süden des Landes stehen sich schwarzafrikanische, christlich-animistische Rebellen und arabische, muslimische Truppen der Zentralregierung gegenüber; es geht um die Verteilung von Öleinnahmen und Autonomie, nicht um Religion. In Darfur haben alle Konfliktparteien dieselbe Religion. Auch Selbstmordattentate müssen gemäss der damit befassten Forschung als Extremstrategie im Kampf um Autonomie, Identität und Befreiung verstanden werden. Gewalt in allen Varianten, vom Terrorismus bis zum Krieg, bleibt auch künftig ein Problem der Politik, allerdings in erster Linie eines der weniger entwickelten Gegenden dieser Welt. *Dieter Ruloff*

Was kommt nach der Schweinegrippe?

Alexandra Trkola, Virologin.

Ein Jahrzehnt ohne Pandemie? Von mir aus gerne. Jetzt, nachdem der Höhepunkt der Schweinegrippewelle hinter uns liegt, muss man zwar sagen, es konnte gar nicht besser kommen. Wenn man so will: Eine Pandemie zum üben war es, da glücklicherweise die Krankheitsverläufe nicht schwerwiegender als bei der saisonalen Grippe waren. Ein Lehrstück für uns Virologen, aber auch für die nationalen und internationalen Gesundheitswesen.

Was bringt nun das nächste Jahrzehnt? Lernen von dieser und vorbereiten auf die nächste Pandemie, das ist sicher. Die Impfstoffentwicklung für Influenzaviren wird in den nächsten Jahren Quantensprünge machen – die Impfstoffe der letzten Jahrzehnte, die jährlich neu, massgeschneidert auf die im jeweiligen Jahr zirkulierenden Viren, in langwierigen Prozessen in bebrüteten Eiern hergestellt werden mussten, werden durch biotechnologisch hergestellte Impfstoffe abgelöst werden, die breit und über Jahre hinweg wirksam sind – im Idealfall gleichzeitig gegen menschliche Viren, Schweine- und Vogelgrippeviren. Übertragungen von Tieren auf den Menschen wie beim Schweinegrippevirus sind keine Seltenheit. So wurde der Erreger von AIDS, das HI-Virus, von Schimpansen auf den Menschen übertragen, und ohne Zweifel werden auch im nächsten Jahrzehnt neue Viren den Sprung vom Tier auf den Menschen schaffen und sich epidemisch verbreiten. Was uns das nächste Jahrzehnt definitiv bringen wird, ist ein verbesserter Schutz des Menschen gegen Viruserkrankungen: Für immer mehr virale Infekte werden Impfungen und neue Therapeutika entwickelt und zum Einsatz kommen. Vor uns Virologen liegt vorerst ein spannendes Jahrzehnt in der Forschung, das ist gewiss. *Alexandra Trkola*

Wer bezahlt den Qualitätsjournalismus?

Frank Esser, Medienwissenschaftler.

Hochstehender Qualitätsjournalismus wird auch in den nächsten Jahren nur von traditionellen Presseunternehmen und grossen Fernsehsendern (vornehmlich Service-Public-Kanälen) in verlässlicher Form geboten werden können. Im Internet fehlt für Qualitätsjournalismus auf absehbare Zeit das Finanzierungsmodell – Kosten für langwierige Recherchen, ausländische Korrespondenten und teure Fachredaktoren lassen sich im Netz nicht amortisieren.

Die SRG wird sich um eine neu bemessene Billag-Gebühr bemühen – unabhängig von Gerätebesitz oder Fernsehnutzungsverhalten. Für die Schweizer Presseverleger ist die Lage komplizierter. Sie werden um jede Werbeanzeige kämpfen müssen. Anders als in Frankreich können sie nicht mit staatlicher Hilfe rechnen. Schweizer Verleger werden neue junge Leser mit drastisch verbilligten Abos locken und alte Leser mit drastisch verteuerten Abos überraschen. Sie werden ihre Online-Angebote für iPhone, Kindle und iPad aufbereiten, wo User eher für Inhalte zu zahlen bereit sind als im Internet. Sie werden sich von Nice-to-have-Verpflichtungen trennen und anderseits Ergänzungsgeschäfte aufbauen müssen, mit denen sie den Qualitätsjournalismus querfinanzieren. Sie werden auch auf Zusatzkonzepte setzen, die im Ausland erfolgreich sind, wie etwa parteiliche Medienangebote oder solche, die verstärkt User einbinden.

«Stiftungsfinanzierte Unterstützung wird den Qualitätsjournalismus retten.»

Langfristig werden sich Verleger – wie in USA – um stiftungsfinanzierte Unterstützung bei einzelnen Themen bemühen, und vielleicht gar verstärkt auf die Zusammenarbeit mit Universitäten und anderen öffentlichen Einrichtungen setzen. *Frank Esser*

Welches wird die neue Leitdisziplin?

Gerd Folkers, Leiter Collegium Helveticum.

Leitdisziplinen in der Definition, wie sie dieser Text verwendet, haben die Eigenschaft, ihre disziplinäre Nachbarschaft zu transformieren. Sie tun dies, indem sie entweder einen bestimmten Blickwinkel auf Zusammenhänge von Fakten erzeugen oder Zusammenhänge unter diesem Blickwinkel konstruieren. Das genau ist auch der Vorteil einer Leitdisziplin. Verbindungen von Fakten werden aufgedeckt, deren Verknüpfung aus der Disziplin selbst nicht oder noch lange nicht gefunden worden wäre.

Uns allen ist die Mathematik – gerade durch die Macht ihrer Sprache, mit der sie «formuliert» – als eine solche Leitdisziplin vertraut. Die modernen Lebenswissenschaften, Ökonomie, Soziologie und Psychologie, bedienen sich mathematischer Algorithmen, beispielsweise zur Modellierung, und wären in ihrer jetzigen Ausprägung ohne die Leitdisziplin Mathematik nicht denkbar.

MOLINO
PIZZERIA RISTORANTE

Viva Italia Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typischen Spezialitäten, wie man sie normalerweise nur in Italien geniesst: Unsere hervorragenden Pizzas, hergestellt nach Originalrezepten des Pizza-Weltmeisters und ausgezeichnet mit dem Gütesiegel «Napoletanische Qualitätspizza DOC», unsere frischen Teigwaren, erlesenen Fleisch- und Fischgerichte sowie feinen Dolci werden Sie ebenso begeistern wie unser freundlicher Service und südländisches Ambiente.

«Buon appetito!»

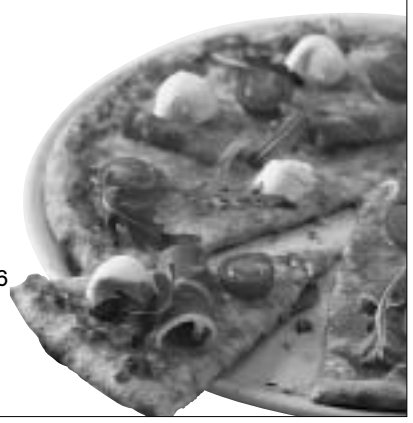
SchülerInnen, StudentenInnen und Lehrbeauftragte essen gegen Vorweisung ihrer Legi 15 Prozent günstiger. Gilt auch für eine Begleitperson!

Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

Ristorante FRASCATI
Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043 / 443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO
Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044 / 261 01 17
Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044 / 240 20 40
Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052 / 213 02 27
Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044 / 830 65 36
Uster, Poststrasse 20, Tel. 044 / 940 18 48
Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044 / 740 14 18

www.molino.ch



n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Evangelische Hochschule Freiburg

Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert
forschungsbasiert
international

Sehen Sie sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik? Oder streben Sie eine wissenschaftliche Tätigkeit und ein Doktorat in diesem Bereich an?

Die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW macht Ihnen das Angebot, sich in einem konsekutiven Master-Studium die dafür notwendigen Kompetenzen anzueignen.

Voraussetzung für das Master-Studium ist ein Bachelorabschluss in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin.
Studienbeginn jeweils im September; Vollzeitstudium (3 Semester) und Teilzeitstudium (bis 6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.–.
Dieses Master-Studium wird in Kooperation mit der Evangelischen Hochschule Freiburg i. Br. und der Universität Basel angeboten.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:
masterstudium.sozialearbeit@fhnw.ch | Tel. +41 (0)848 821 011
www.masterstudium-sozialearbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit
Riggenbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialearbeit

Wer viel bietet, setzt sich leichter durch. Deshalb strebt Sulzer seit über 175 Jahren danach, mehr zu leisten, als der Kunde erwartet.
Mit optimalen Strukturen. Dank schlanker Prozesse. Und in respektvollem Umgang mit der Quelle unseres Erfolgs: den Menschen in unserem Unternehmen.

Weitere Informationen: www.sulzer.com

SULZER

Allein ihre Rolle in der Schaffung und Integration der Informationstechnologie hat Genomprojekte erst ermöglicht.

Das führt aber auch zu einem Selbstverstärkungseffekt und lässt die Sicht auf die ureigene Disziplin unschärfer werden. Los Alamos entsandte brillante Physiker und Mathematiker in die aufstrebenden Wissenschaften vom Leben, die diese mit ihren neuen Experimenten und theoretischen Konzepten zum wachstumsstärksten Forschungsgebiet entwickelten.

Während kein Zweifel über die Bedeutung der Mathematisierung für die empirische Wissenschaft besteht, sei die Frage erlaubt, ob die oft fast gläubige Verwendung ihrer Konzepte nicht die Reflexion über die eigene Disziplin verhindert und eine logische Strenge vorgaukelt, die in Wirklichkeit nicht existiert.

Wir brauchen deshalb keine «Leitdisziplinen», sondern wir brauchen den unverstellten Blick auf die Probleme und von vielen Disziplinen gemeinsam erdachte Wege zu ihren Lösungen. *Gerd Folkers*

Ist die Biodiversität noch zu retten?

Bernhard Schmid, Umweltnaturwissenschaftler.

Diese Frage deutet auf die Arroganz hin, die uns Menschen eigen ist, wenn wir über unsere Beziehung zur Natur sprechen. Biodiversität, die Vielfalt der Lebewesen von den Genen über Arten bis hin zu Ökosystemen und der Biosphäre, hat sich über Milliarden von Jahren ohne unser Zutun auf der Erde entwickelt. Sie ist verantwortlich dafür, dass es auf unserem Planeten anstatt 200 nur 20 Grad warm ist, dass es eine Ozonschicht gibt, dass wir Sauerstoff zum Atmen haben, dass es Böden und Klima gibt – kurzum, dass die Erde für uns Menschen bewohnbar ist.

Noch nie in der Erdgeschichte war die Biodiversität auf der Erde so gross wie vor einigen hundert Jahren. Und noch nie nahm sie so rasant ab wie heute. Schuld daran sind durch Menschen verursachte Landnutzungs- und Klimaveränderungen. Den Biodiversitätsverlust genau zu quantifizieren, ist jedoch schwierig. Während das Verschwinden auffälliger Arten aus einem übersichtlichen Gebiet – etwa das Aussterben einer Vogelart in der Schweiz – relativ einfach festgestellt werden kann, ist dies für unauffällige Arten und grosse Gebiete oder gar die ganze Welt fast unmöglich. Prognosen zum globalen Biodiversitätsverlust beruhen daher auf Hochrechnungen.

Weshalb also die Frage? Weshalb überhaupt der Versuch, die Biodiversität zu retten? Weil ohne sie menschliches Leben auf der Erde nicht mehr möglich wäre? Wie viel Biodiversität können wir noch verlieren, bis die Erde nicht mehr bewohnbar ist? Diese Fragen werden dereinst durch die Forschung beantwortet werden. Zur Rettung der Biodiversität braucht es hingegen keine neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse und Technologien, sondern nur den gesellschaftlichen und politischen Willen, weitere Zerstörung zu vermeiden. Dann wird sich die Biodiversität Kraft ihres Evolutionspotenzials von selbst erholen. *Bernhard Schmid*

Wie verändert sich unser Weltbild?

Michael Hengartner, Dekan MNF.

«We are all stardust» – der auf englisch eher poetisch tönende Satz ist in Wirklichkeit wörtlich zu nehmen. Fast alle Elemente aus denen wir bestehen – Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff – in der Tat alles ausser Wasserstoff, entstand durch Kernfusionen in Sternen vor langer, langer Zeit. Am Ende ihres Lebens explodierten diese Sterne, dabei wurden ihre Elemente in alle Richtungen des Weltalls geschleudert. Bei der Entstehung unseres jungen Sonnensystems wurde ein Teil dieser Materie wieder rezykliert.

Das Überraschende ist nun, dass alles, was wir im Universum sehen können – Materie, aus der wir gemacht sind, Licht – nur ein kleiner Bruchteil dessen ist, was im Universum wahrscheinlich vorhanden ist. Analysen der Bewegungen von Galaxien haben nahegelegt, dass viel mehr Materie im Weltall vorhanden ist, als was wir sehen können. Der Anteil dieser sogenannten dunklen Materie soll nach Berechnungen sogar viel grösser sein als die sichtbare, grösstenteils aus Atomen bestehende Materie!

Die Natur dieser dunklen Materie konnte aber bis jetzt nicht aufgeklärt werden, da sie sich unseren konventionellen Analysemethoden entzieht. Der grösste Teil des Universums bleibt zurzeit Terra incognita. Der grosse Durchbruch kommt nun hoffentlich in diesem Jahrzehnt. Eine ganze Serie von neuen Experimenten, unter anderem mit dem Bau von massiven Detektoren weit unter der Erde sowie durch die erhoffte Produktion dunkler Teilchen im LHC am CERN in Genf, sollten erlauben, einen ersten Blick auf die Natur dieser mysteriösen Materie zu werfen. Physiker der UZH beteiligen sich aktiv an mehreren dieser Projekte. Wir dürfen gespannt auf die Entdeckung dieser neuen Welt warten! *Michael Hengartner*

Ist das gedruckte Buch am Ende?

Barbara Naumann, Literaturwissenschaftlerin.

Für die Literatur- wie Geisteswissenschaften sehe ich in der kommenden Dekade eine ganze Reihe von gravierenden Herausforderungen und Änderungen heraufziehen. Zum einen werden interdisziplinäre Forschungen mit viel grösserer Selbstverständlichkeit durchgeführt werden und wird der innere Zusammenhang der geisteswissenschaftlichen Disziplinen, über Landes- und Sprachgrenzen hinaus, wesentlich enger werden als noch in den letzten beiden Dekaden.

Des Weiteren kommen jetzt Tendenzen hinzu, den Philologien durch Kooperation mit der Medizin (vor allem der Neurologie) und den Naturwissenschaften und durch Anpassung an deren Methoden und Fragestellungen neue Arbeits- und Aussagemöglichkeiten zu verschaffen. Was solche Unternehmungen allerdings von den Geisteswissenschaften selbst noch übrig lassen, nämlich von deren Eigensinn, textgebundenen Darstellungsweisen und Befunden, von deren Interesse an Subjektivität und Individualität, Perspektive und Stil – das ist für mich eine grosse Frage. Zurzeit würde ich sie eher sehr skeptisch beantworten.

Unübersehbar geht auch das Zeitalter des gedruckten Buches zu Ende. Hieraus wird sich wohl die gravierendste Veränderung für die Literaturwissenschaften ergeben. Die wachsende Rolle der Hörbücher als Trägermedium für die Literatur ist jetzt schon ein Indiz dafür, die Verbreitung von E-Books und der entsprechenden Medien wie Kindle und iPad ein weiteres. Schliesslich beeinflussen Funktionen wie die Buchausschnitt-Präsentation in Google bereits jetzt deutlich die wissenschaftliche Recherche und das Schreiben. Mit der klassischen Funktion des gedruckten Buches geht auch eine bestimmte Erwartung der Leserschaft zu Ende, in der Literatur besser als anderswo Weltwissen, Überblick und psychologische Einsicht gewinnen zu können. *Barbara Naumann*

Kommt bald der Gedankenscanner?

Lutz Jäncke, Neuropsychologe.

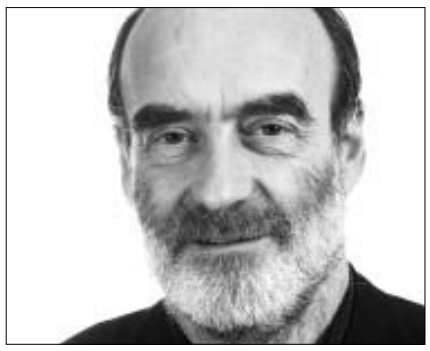
Als Präsident George H.W. Bush am 17. Juli 1990 die «Dekade des Gehirns» ausrief, hat er sicherlich nicht die Konsequenzen dieser Initiative vorhergesehen. Ziel war es, die Erkenntnisse bezüglich neurologischer und psychiatrischer Erkrankungen zu vermehren und neue Behandlungsansätze zu entdecken.

Zwar stehen heute medizinische Fragen immer noch im Zentrum des Interesses der neurowissenschaftlichen Forschung, aber mittlerweile sind viele Forschungsbereiche von dem Virus «Neurowissenschaft» befallen. Man debattiert auf der Basis neurowissenschaftlicher Erkenntnisse über das Bewusstsein, den freien Willen oder ob man die verborgenen Gedanken eines Menschen vorhersagen kann. Die letzteren Fragestellungen sind zwar Gegenstand vieler Salon- und Feuilletondiskussionen, aber in den nächsten zehn Jahren werden andere, vor allem praxisrelevante, aber auch theoretische Fragen der Hirnforschung im Vordergrund stehen. Dies sind (1) die Umsetzung der Erkenntnisse aus der Plastizitätsforschung in alltagsrelevante Trainings- und Behandlungskonzepte; (2) die Entwicklung von Neuroimplantaten und technischen Hilfsmitteln, um gestörte Hirnfunktionen zu kompensieren; und letztlich (3) die Entwicklung einer Hirntheorie.

«Hirnfunktionen werden durch technische Hilfsmittel, die Neuroimplantate, verbessert.»

Die Befunde der Plastizitätsforschung, die belegt hat, dass das menschliche Gehirn durch Erfahrung anatomisch und physiologisch modifiziert werden kann, werden weitreichende Konsequenzen für die Rehabilitation neurologischer und psychiatrischer Erkrankungen haben. Hirnfunktionen werden zunehmend auch durch technische Hilfsmittel, die Neuroimplantate, verbessert werden. Letztlich werden endlich Anstrengungen unternommen werden, um eine Hirntheorie zu entwickeln, welche die Zusammenhänge zwischen Neurophysiologie, Neurochemie und Psychologie mathematisch erklären kann. Die nächsten Jahre werden für alle Disziplinen, die sich mit der Neurowissenschaft auseinandersetzen, spannende, aber auch herausfordernde Jahre. *Lutz Jäncke*

Bedeutet die Krise ein Comeback der Politik?



Hanspeter Kriesi, Politikwissenschaftler.

Die Politik kehrt nicht zurück, sie war immer schon da. Angesichts der aktuellen Finanz- und Wirtschaftskrise wird man sich der Bedeutung der Politik für die Wirtschaft aber wieder stärker bewusst. Und zwar in mindestens dreifacher Hinsicht. Zunächst einmal kehrt die Wirtschaftspolitik stärker ins Bewusstsein der Bürger zurück. Unter dem Eindruck des neoliberalen Konsensus sind die wichtigsten Parteien in den letzten Jahren in wirtschaftspolitischen Fragen sehr stark zusammengerückt und die politischen Auseinandersetzungen haben sich auf kulturelle Fragen vor allem im Zusammenhang mit der Immigrationsproblematik konzentriert. Unter dem Eindruck der Krise wird Arbeitslosigkeit zur zentralen Sorge der Bürger, und die wichtigsten Parteien beginnen sich in wirtschaftspolitischer Hinsicht wiederum zu unterscheiden.

Zweitens wird man sich der Bedeutung der politischen (bzw. staatlichen) Rahmenbedingungen für die wirtschaftliche Tätigkeit erneut in vollem Ausmass bewusst. Der Markt ist, so realisieren nun (fast) alle, kein freies Spiel der Kräfte, sondern er spielt innerhalb von bestimmten Regeln, die dafür sorgen, dass er nicht aus den Fugen gerät. Für diese Regeln ist die Politik zuständig. Wenn die Regeln versagen (weil sie zu locker waren, die falschen Anreize setzten, von den zu Regulierenden selbst in ihrem eigenen Interesse beeinflusst wurden), dann ist die Politik nicht nur dazu aufgerufen, neue Regeln durchzusetzen, sie muss unter Umständen gar ganze Wirtschaftszweige (wenigstens zeitweise) in eigener Regie übernehmen, um ihren Weiterbestand zu gewährleisten.

Drittens wird man sich zunehmend der Bedeutung der Begrenztheit der nationalstaatlichen Politik bewusst. Angesichts der globalen Verflechtung der Wirtschaft können Nationalstaaten nicht mehr im Alleingang ihre Wirtschaft regulieren, sie können sich auch keine Regelungen (wie das Bankgeheimnis) mehr leisten, welche von der internationalen Staatengemeinschaft nicht anerkannt werden. *Hanspeter Kriesi*

Universität St.Gallen

Mehr Möglichkeiten

Sie erwarten mehr. Dann erwarten wir Sie.

Die Universität St.Gallen (HSG) ist eine der führenden Wirtschaftsuniversitäten Europas mit ganzheitlicher Ausbildung auf höchstem akademischen Niveau. Die HSG ist mit 150 Partner-Universitäten weltweit sowie 19'000 HSG-Alumni global vernetzt.

Besuchen Sie uns am nächsten Master-Infotag:

8. März 2010,
17.00 – 21.00 Uhr

Anmeldung und weitere Informationen:

www.infotag.unisg.ch

Master-Programme
Informations-, Medien- und Technologiemanagement | Marketing, Dienstleistungs- und Kommunikationsmanagement | Rechnungswesen und Finanzen | Banking and Finance (Englisch) | Strategy and International Management (Englisch) | Volkswirtschaftslehre | Quantitative Economics and Finance (Englisch) | International Affairs and Governance (Englisch oder Deutsch) | Rechtswissenschaft | Rechtswissenschaft mit Wirtschaftswissenschaften

Universität St.Gallen | Dufourstrasse 50 | 9000 St.Gallen, Schweiz
Tel. +41 (0)71 224 37 03 | www.unisg.ch | E-Mail: info@unisg.ch

EFMD EQUIS ACCREDITED

Masterstudium in Luzern

UNIVERSITÄT LUZERN

Informationsabende

Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
Montag, 22. März 2010, 18.15 Uhr

Rechtswissenschaftliche Fakultät
Mittwoch, 24. März 2010, 18.15 Uhr

Theologische Fakultät
Donnerstag, 25. März 2010, 18.15 Uhr

www.unilu.ch/master

Das **Hochschulforum** bricht im FS 2010 mit

«TERRA INCOGNITA»

zur Feldforschung und Spurensuche im Christentum auf, in Unbekanntes und scheinbar Vertrautes

Wettbewerb – Adamskostüm oder geistesgegenwärtig?

Das schönste Wort aus dem religiösen Sprachschatz (I. Preis: Laptop)

Begegnungen im Uniturm

Spurensuche des Christlichen in Biographie und Alltag

Moderiert von Studierenden: Gespräche mit Elisabeth Maurer, Urs Wolf, Konrad Schmid

Hochschulgottesdienste

zu «terra incognita»

Einmal pro Monat, Sonntag 11 Uhr, Predigerkirche

Weitere Angebote: **Augenblick · Eine Woche im Kloster · Klangexkursion · Aktives Relax-Training · Beiz**
siehe www.hochschulforum.ch

HOCHSCHUL Forum
der reformierten Kirche Zürich

TANZ MIT UNS
the parquet

Denkstoff für deine Füsse...

Schreib dich ein für deinen

Tanzkurs

visit us on the web:

www.theparquet.ch

BeGRENZENlos

Frühjahrssemesterprogramm 2010:

23.02.10, 19:00h:
„1 Stunde für den Glauben"
Jeden Dienstag laden wir ein, in einem kleinen Katechesekurs den Grundfragen unseres Glaubens nachzugehen.

10.03.10, 19:00h:
„GO"- das beGRENZENlose Spiel I
An 5 Abenden gemeinsam spielerisch die Regeln, die geschichtlichen, philosophischen Hintergründe des Go sowie auch unsere eigene beGRENZENlosigkeit kennen lernen.

11.03.10, 20:00h:
„Ja zu Grenzen" Begegnungsabend
Grenzenlos leben? Dagegen entschieden haben sich drei Jesuiten und lassen uns an ihren Gedanken, Überzeugungen und an ihrem Lebensalltag teilhaben.

...und vieles mehr im neuen aki-Programm, oder unter
www.aki-zh.ch
– Meditation, Beratung, Vorträge

aki

Musik-Kurse

Arosa

Im Sommer/Herbst 2010 über 100 Musikkurse für (fast) alle Instrumente; Chor-, Sing- und Tanzwochen; Kammermusik; Anfängerkurse; Workshops für Kinder.

Gratisprospekt:
Kulturkreis Arosa, CH-7050 Arosa
info@kulturkreisarosa.ch
Tel: ++41/(0)81/353 87 47

www.kulturkreisarosa.ch

Coaching für Aerzte

Dr. med. Brigitte Leuenberger

Für Lösungen in Klinik und Alltag, Karriereplanung, Vortragstraining, Führungsstrategien, Zeit- und Organisationsplanung, Kommunikationsberatung, work-life Balance steht Ihnen Dr. Brigitte Leuenberger zur Seite.

Coaching für Aerzte, Bahnhofstr. 94, 8001 Zürich, Tel 044 720 38 41, brigitte.leuenberger@bluewin.ch, www.aerztecoaching.info

MASTER IN JOURNALISM.

Einzigartig in der Schweiz – der Professional Master in Journalism. Die Kooperation zwischen MAZ, der Hamburg Media School und dem Institut für Journalistik der Uni Hamburg öffnet das Tor zum internationalen Markt und zu einer der führenden Medienstädte Europas. In dem praxisnahen Studiengang trainieren Hochschulabsolventen die Kunstgriffe des Handwerks in Hamburg und Luzern. Sie schreiben und recherchieren, sie produzieren Radio- und Fernsehbeiträge und realisieren Crossmedia-Projekte. Sie profitieren von den neusten Erkenntnissen der Journalismusforschung. Begleitet von in- und ausländischen Medienprofis und Wissenschaftlern, getragen von Verlegern und Verbänden, von SRG und namhaften deutschen Medienunternehmen.

maz
DIE SCHWEIZER JOURNALISTENSCHULE

Murbacherstrasse 3, 6003 Luzern, 041 226 33 33
office@maz.ch, www.maz.ch

Grosser Un(i)bekannter

Der Herr der Filme

Bild: Frank Brüderli

Hat mehr Filme zuhause, als er je wird anschauen können: Thomas Christen, 55, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Filmwissenschaft der UZH.

Er war schon immer da und ist aus dem Seminar für Filmwissenschaft nicht wegzudenken. Wie der Platzanweiser im Kino führt Thomas Christen mit seinem Filmgedächtnis jede noch so hoffnungslose Recherche sicher ans Ziel, und wer einmal im Besitz eines Schlüssels zu den Seminarkatakomben war, kann bezeugen, dass der gute Geist dort oft auch zu sonntäglichen Unzeiten zum Rechten schaut. Eine Verbundenheit, die nicht von ungefähr kommt, denn Christens Biographie ist eng mit der Geschichte des Zürcher Seminars für Filmwissenschaft verwoben.

Angefangen hat alles am anderen Ende der Stadt, nicht am Fusse des Zürich-, sondern im Schatten des Uetlibergs. Hier wuchs Christen als jüngstes von vier Kindern auf und hatte es nur dem glücklichen Umstand des Letztgeborenen zu verdanken, dass er nach der Sekundarschule ans Gymnasium Rämibühl wechseln durfte. Der Vater brachte als Goldschmied im Dienste eines noblen Bijoutiers an der Bahnhofstrasse nicht viel Geld nach Hause, dafür regelmässig Gratiskarten für die Kinos, in denen sein Chef Werbespots für teure Colliers platzierte. Christen, wie so viele Filmwissenschaftler, aus pädagogischem Übereifer ohne Fernseher gross gezogen, war von den Kinobesuchen so beeindruckt, dass er mit zwölf zur Super-8-Kamera griff, um seinen eigenen James-Bond-Streifen zu drehen. Auf den ersten praktischen Einblick in die hohe Kunst des Filmschaffens folgte jedoch bald die Einsicht, dass er sich in Zukunft besser auf theoretischer Ebene mit dem Kino auseinandersetzen sollte.

Als eine VHS-Kassette noch 40 Franken kostete

Mitverantwortlich für diese Erkenntnis war der legendäre Zürcher Filmdozent Viktor Sidler. Dieser unterrichtete am Rämibühl Filmkunde und referierte später – als ein Todesfall Lücken in den Lehrplan riss – auch am Institut für Publizistikwissenschaft. Dort begegneten sich Sidler und Christen 1977 ein zweites Mal. Sidler dozierte und der junge Student schrieb mit: «Mitschrift zur Vorlesung ‹Film und Gesellschaft› von Viktor Sidler», heisst der erste Eintrag in Christens Publikationenverzeichnis.

Eine ganze Reihe weiterer Einträge hat Christen der Filmstelle des VSETH zu verdanken. Der älteste Filmclub der Schweiz stand in den frühen Achtzigerjahren in voller Blüte: Es waren die letzten Tage vor dem Kabelfernsehen, als eine VHS-Kassette noch 40 Franken kostete und die Leute vom Xenix mit ihrem 16-mm-Projektor von Keller zu Keller gejagt wurden. Wer sich damals in Zürich für den Film interessierte, kam also nicht um den unbequemen ETH-Hörsaal herum, welchen die Filmstelle zwei- bis dreimal die Woche mit 350 Cineasten füllte.

Beflügelt vom grossen Ansturm, publizierte Christens Filmstellen-Generation zu jedem Filmzyklus gleich das passende Handbuch. Und da die Studierenden über den einzigen 35-mm-Kinoprojektor auf dem Hochschulgelände verfügten, waren auch die Filme zu Sidlers Vorlesungen bald an der Filmstelle zu sehen. Nicht zuletzt dieser erfolgreichen Zusammenarbeit ist es zu verdanken, dass in Zürich der Ruf nach einem eigenen Lehrstuhl für Filmwissenschaft auf fruchtbaren Boden fiel. Und als zu den Probevorlesungen für die neue Professur geladen wurde, war dann auch die Expertise des Filmstellenteams gefragt.

Christen hatte sein Studium bereits abgeschlossen und eine feste Anstellung an der ETH-Bibliothek, als Christine Brinckmann 1989 als erste Professorin für Filmwissenschaft nach Zürich berufen wurde. Christen kehrte für ein zweijähriges Zusatzstudium an die Universität zurück. 1992 wurde er Assistent, seit 1997 ist er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter angestellt, und nicht einmal seine Dissertation zum Ende im Spielfilm vermochte seiner innigen Beziehung zur Filmwissenschaft ein Ende zu bereiten. Als passionierter Sammler war er massgeblich am Aufbau der Bibliothek und der 30 000 Titel umfassenden Videothek des Seminars beteiligt. Und auch wenn heute die eine oder andere Rarität gekauft wird, so stellen die surrenden DVD-Rekorder in den Hinterzimmern der Plattenstrasse Abend für Abend sicher, dass kein filmhistorisches Juwel unbemerkt über die Mattscheiben dieses Planeten flimmert.

Filme für mehrere Leben

Manchmal, bemerkt Christen nachdenklich, beneide er andere Akademiker, die zum Ausgleich ins Kino gehen könnten. Christens Hobby ist sein Beruf. Wenn er die Seminar-Videothek verlässt, erwarten ihn zuhause gleich noch einmal 30 000 Filme. Mehr, als er sich jemals wird anschauen können. Da wird die Lust am Film manchmal auch zur Last. Sein über alle Genregrenzen hinausreichendes Sammlerinteresse sei einer wissenschaftlichen Karriere, wo in erster Linie Spezialistentum gefragt sei, manchmal eher im Weg gestanden, meint er. Als Generalist liegt seine Leidenschaft im filmhistorischen Arbeiten. Es schlägt sich nieder in Form von Vorlesungen und im umfassenden dreibändigen Buchprojekt «Einführung in die Filmgeschichte», welches er zusammen mit Robert Blanchet herausgibt.

Die nächste Herausforderung – eine logistische – steht noch dieses Jahr ins Haus. Das rasant wachsende Seminar für Filmwissenschaft, dessen Dependancen über ganz Hottingen verstreut liegen, soll in Oerlikon wieder unter einem Dach vereint werden. So sehr sich Christen über den Erfolg freut, so wirft er auch Fragen auf: Ausgerechnet jetzt, wo sich die filmwissenschaftliche Ausbildung etabliert hat, werden Filmredaktoren in der Schweiz gleich gruppenweise entlassen. Wer weiss, vielleicht wird eines Tages auch das Filmarchiv des Seminars für Filmwissenschaft durch ein Online-Filmportal ersetzt. Doch bis es soweit ist, wird Thomas Christen noch vielen irrlichternden Studierenden den Weg durch die Videothek weisen. *Reto Bühler, Journalist*

Studierendenkongress in Wien

«Wir sind international mit von der Partie»

Bild David Werner

Freude am fachlichen Austausch: Patricia Jäggi.

Studierenden fehle es an Eigeninitiative, sie jagten nur noch ECTS-Punkten nach, heisst es. Ein Studierendenkongress in Wien bewies das Gegenteil. Die Studentin Patricia Jäggi berichtet:

«Im November traf ein Einladungsmail ein, das meine Neugier weckte. Komparatistik-Studierende aus Wien luden zu einem Kongress ein. Ein Anlass von Studierenden für Studierende – das war was Neues! Kurzfristig entschieden sich neben mir noch vier weitere Studierende der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft (ALV), nicht nur als Zuhörende teilzunehmen, sondern passend zum gewählten Thema ‹Literarische Narrenfreiheit› einen etwas improvisierten, gemeinsamen Vortrag zu gestalten.

Im Programm waren wir als letzte am Samstagabend eingetragen. Ob uns nach fast zwanzig anderen Beiträgen überhaupt noch jemand zuhören würde?

Stärken und Schwächen

Wien, Berggasse 11, 16. Januar, 18.10 Uhr: Zu fünft sassen wir am Rednertisch, das Zimmer für diesen Vortragsblock war brechend voll, man musste die Schiebetür zum angrenzenden Nebenzimmer öffnen. Das Interesse war gross, unsere Motivation ebenso – obwohl es keine ECTS-Punkte zu holen gab.

Das Niveau der rund dreissig Referate erwies sich als recht ausgeglichen. Es war beruhigend zu sehen, dass wir Zürcher Studierenden keinesfalls den anderen hinterherhinkten, sondern uns durch einen doch recht eigenwilligen Vortrag auszeichneten. Wir sind im internationalen Vergleich also mit von der Partie! Auch, was die Schwächen anbelangt: Woran es uns wie den anderen Studierenden mangelte, war eine gewisse Diskussionspraxis und -kultur. Bei den Gesprächsrunden, die auf die Referate folgten, blieben wir zu stark an Wissens- und Detailfragen hängen, anstatt den Blickwinkel zu öffnen und weiterführende Gedanken einzubringen.

Zweiter Kongress geplant

Trotzdem war der Wiener Studierendenkongress ein Erfolg. Was mir besonders gefiel war, dass jede und jeder die Chance erhielt, einem grösseren Publikum Einblicke in die eignen Interessens- und Forschungsgebiete zu geben und mitzudiskutieren, ohne dass einem Leistungserwartungen im Hinterkopf herumgeisterten. Sich fachlich mit andern Studierenden auszutauschen, entsprach einem echten Bedürfnis.

Nun wird nach Austragungsorten für den zweiten Studierendenkongress der Komparatistik (6.–8. Mai 2011) gesucht. Auch Zürich könnte zu den Favoriten gehören, falls sich eine Handvoll engagierter Studierender findet, die motiviert sind, über ein Jahr hinweg neben dem Studium einen solchen Anlass zu organisieren: vom Call-for-Papers über Gestaltung von Rahmen- und Nebenprogramm bis zur Umsetzung. Die verlockende Krönung: Den eigenen Tagungsband in Händen halten zu können.»

Patricia Jäggi, Studentin

Völkerkundemuseum

Alles falsch

In der neuen Ausstellung im Völkerkundemuseum der UZH geht es um die Kunst des Fälschens. Der Bogen wird weit gespannt: Von der gefälschten Grabbeigabe aus der Han-Dynastie bis zur chinesischen Adaption von Harry-Potter-Romanen.

Die Ausstellung wurde in Berlin konzipiert und 2007 dort gezeigt. Die Präsentation in Zürich wird ergänzt durch die Exposition heutiger Fälschungen, anhand derer sich die Kreativität chinesischer Kopisten ablesen lässt. «Ethnologen interessieren sich für die gesellschaftliche Konstruktion von Echtheit», erklärt Museumsdirektorin Mareile Flitsch. «Jede bewusste Veränderung vom Original zur Replik ist für uns bedeutsam.»

Einer der bekanntesten Fälschungsfälle der neueren Geschichte, der für Furore sorgte, ereignete sich in den 1940er-Jahren. Kleine Keramikfiguren mit schwarz polierter Oberfläche tauchten auf dem Sammlermarkt auf. Es hiess, sie stammten aus den Gräbern der späten Zhou-Dynastie (4. Jh. v. Chr.). Die Figuren verblüfften ausländische Sammler wegen ihres expressionistischen Ausdrucks. Einige sind in der Ausstellung nun prominent exponiert: Allesamt Fälschungen. *mf*

Die Ausstellung «Kunst des Fälschens» im Völkerkundemuseum dauert bis 30. Mai.

Applaus

Thomas Bearth, Titularprofessor für Allgemeine Sprachwissenschaft, hat zusammen mit seinem ivorisch-schweizerischen Team den mit 10 000 Franken dotierten Preis CSRS–LODH (Centre Suisse de Recherches Scientifiques en Côte d'Ivoire) für Nord-Süd-Forschungspartnerschaften erhalten. Zudem wurde ihm von der Regierung der Côte d'Ivoire der Orden des Commandeur de l'Ordre du mérite national de Côte d'Ivoire verliehen.

Emidio Campi, Emeritierter Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte, hat die Ehrendoktorwürde des Presbyterian College der McGill University, Montreal, erhalten. Zudem ist er in das Board of Directors des jährlich tagenden Fachverbandes der Frühneuzeithistoriker im englischsprachigen Raum gewählt worden.

Peter K. Endress, Emeritierter Professor für systematische Botanik, hat die David Fairchild Medal for Plant Exploration 2010 erhalten.

Balder Gloor, Emeritierter Professor für Ophthalmologie, wurde zum Ehrenmitglied des Vorstandes des Board of the International Council of Ophtalmology gewählt.

Wolfgang Jungraithmayr, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Klinik für Thoraxchirurgie, ist anlässlich der Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Thoraxchirurgie mit dem Prize of the Swiss Society of Thoracic Surgery für die beste Publikation des Jahres 2009 ausgezeichnet worden.

Borut Marincek, Emeritierter Professor für Diagnostische Radiologie, wurde aufgrund seiner Tätigkeit als Distinguished leader advancing radiology throughout the world zum Ehrenmitglied der Radiological Society of North America (RSNA) ernannt.

Rolf Pfeifer, Professor für Informatik, wurde zum Fellow der School of Engineering der Universität Tokio gewählt.

Marijana Samardzija, Postdoktorandin am Labor für Zellbiologie der Netzhaut, hat den Pro-Retina-Forschungspreis im Bereich Retinitis Pigmentosa (RP) der Pro Retina Deutschland und der Pro Retina Stiftung zur Verhütung von Blindheit erhalten.

Thomas Schlag, Assistenzprofessor für Praktische Theologie, hat für seine Habilitationsschrift den Preis der Hans-Werner-Surkau-Stiftung 2009 erhalten.

Silke van den Wyngaert hat für ihre an der Limnologischen Station der UZH entstandene MA-Thesis den Preis der Zürcher Hydrobiologie-Limnologie-Stiftung erhalten.

Vergabungen

Der Vorstand des ZUNIV (Zürcher Universitätsverein) hat im November 2009 folgende Gesuche bewilligt:

Gleichstellungskommission: 2000 Franken an Webseite «Professorinnen an der UZH».

Anatomisches Institut: 2000 Franken an Abschiedssymposium zur Emeritierung von Prof. Dr. Manfred Reinecke.

Deutsches Seminar: 2000 Franken an Buchprojekt «Minima Materialia. Was vom Körper bleibt».

Historisches Seminar: 2000 Franken an Tagung «Damnatio in memoriae: Deformation und Gegenkonstruktionen in der Geschichte». 2000 Franken an Workshop «New Approaches to European and Mid-Eastern History».

Institut für Populäre Kulturen: 2000 Franken an Publikation zur Ringvorlesung «Berge».

Rechtswissenschaftliches Institut: 1000 Franken an Seminar «Reformation, Rezeption und Renaissance im Recht. Philipp Melanchthon zum 450. Todesjahr».

Schweizerische Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie: 1500 Franken an Kongress «Recht und Verantwortung».

Im Jahr 2009 wurden insgesamt 79 950 Franken bewilligt. Seit dem 1.1.2010 gelten neue Vergaberichtlinien.
Siehe: www.zuniv.uzh.ch

«Endlich mal ein Junger»

Vom Vorlesungssaal auf die Kanzel: Michael Wiesmann hat den Sprung vom Studium ins Arbeitsleben geschafft. Teil 1 einer unijournal-Serie zum Thema Berufseinstieg.

Bild Frank Brüderli

«Auf einmal ist man eine öffentliche Person»: Michael Wiesmann, seit vier Monaten Pfarrer in Uetikon.

Von Paula Lanfranconi

Er ist ein wenig anders, als man sich einen Jungpfarrer vorstellt. Er trage, frotzelt er, weder selbstgestrickte Wollpullis noch geringelte Socken, fühle sich wohler im Kapuzenshirt. Und doch wirkt Michael Wiesmann, 29, ernst, fast ein wenig streng. Seine dezenten Ohrpiercings nimmt man erst auf den zweiten Blick wahr.

An diesem Dienstagmorgen ist er um sieben Uhr aufgestanden und hat sich erste Gedanken für die Sonntagspredigt gemacht. «Ich schaue», sagt er, «dass ich möglichst wenige Tage habe, wo ich um sechs aufstehe und nachts um halb elf immer noch in einer Sitzung stecke.»

Vier Monate ist es jetzt her, dass Michael Wiesmann seine erste Pfarrerstelle angetreten hat, in Uetikon, einem stark wachsenden Goldküstenort mit rund 5700 Seelen, wo die Kirche hoch über dem Dorf thront. Neben seinem 60-Prozent-Pensum macht der junge Pfarrer noch eine Weiterbildung als Gefängnisseelsorger.

Offenes Ohr für schwere Jungs

Seine Wochen sind bunt. Weil er neu ist im Pfarramt, braucht er viel Zeit zum Vorbereiten: Am Montag Religionsunterricht, am Abend zwei Konfirmationsklassen, dienstags und mittwochs ein neues Lehrmittel für den Konf-Unterricht erarbeiten. Jeden zweiten Donnerstagabend Besuch im Massnahmenvollzugszentrum Uitikon. Einmal pro Monat Jugend- sowie Sonntagsgottesdienst. Die restliche Zeit ist gefüllt mit Sitzungen – Kirchenpflege, Kommissionen, Freiwilligengruppen.

War es ein Sprung ins kalte Wasser? Nein, sagt Michael Wiesmann. «Ich machte schon im Studium viel praktische Theologie. Mit Herrn Kunz und Herrn Schlag hatten wir hervorragende Professoren.» Auch seine Erfahrungen als kirchlicher Jugendarbeiter in Zürich-Seebach halfen. Es war das volle Leben, der Theologiestudent hatte auch einmal eine Todesnachricht zu überbringen. So sei er gut vorbereitet ins Vikariat gestartet – das von der Kirche gestaltete Übergangsjahr zwischen Studium und Beruf.

Schwierig am Berufseinstieg sei die Umstellung vom Jugendarbeiter zum Pfarrer gewesen: «Als Jugendarbeiter hat man ein kollegiales Verhältnis zu den Jugendlichen, als Pfarrer braucht es eine etwas erwachsenere Haltung.» Er hat es mit ziemlich unterschiedlichen Jugendlichen zu tun. Als Gemeindepfarrer begleitet er Goldküstenjugendliche auf der Identitätssuche, als Gefängnisseelsorger hat er ein offenes Ohr für schwere Jungs. Sagt ihnen schon mal: Kneif dich in den Hintern!

Als er nach Uetikon kam, löste der Jungpfarrer Überraschung aus; Jugendliche fragten, ob man denn Pfarrer machen könne, wenn man gepierct sei? Bei der älteren Generation hingegen geniesse er einen «riesigen Vertrauensbonus», die Leute freuten sich, dass da vorne wieder mal ein Junger steht.

Michael Wiesmann kennt die Kirche von Kindesbeinen an, sein Vater war Sigrist. Er selber tat früh in christlichen Jugendgruppen mit. Doch wie ist es, plötzlich im Talar vor einer Gemeinde zu stehen? Im ersten Moment, es war während des Weihnachtsgottesdienstes im Vikariat, habe er sich ein bisschen komisch gefühlt, räumt Michael Wiesmann ein. Er betrachtet den Talar als eine Art Übergwändli, mit Autorität habe er nichts zu tun, viel aber mit Authentizität.

Erst Traugespräch, dann Trauerfall

Stark herausgefordert fühlt sich der Jungpfarrer im Zwischenmenschlichen, von der raschen Abfolge unterschiedlichster Lebenssituationen – am Morgen vielleicht ein Traugespräch, ein paar Stunden später ein Trauerfall. Von Routine und intellektueller Stagnation, wie er während des Büffelns fürs Lizenziat befürchtet habe, sei keine Rede: «Im Pfarrberuf geht es auch ums Abwägen. Die akademische Reflexion darf nicht ganz verloren gehen, aber man muss sich bewusst sein: Man macht es für die Menschen!»

Michael Wiesmann lebt mit seiner Partnerin im «Pfarrhaus II», einem geräumigen, aber renovationsbedürftigen Einfamilienhaus, etwa 400 Meter von der Kirche entfernt. Direkt neben der Kirche, wie sein hauptamtlicher Kollege, möchte er nicht wohnen. «Man ist in gewisser Weise eben doch eine öffentliche Person.» Ein grösseres Problem sieht er darin nicht, aber doch einen Dauerspagat zwischen grossem individuellem Freiraum und Eingebundensein in eine Institution mit jahrhundertealter Tradition.

Fünf bis sieben Jahre will Michael Wiesmann in Uetikon bleiben, mit Elan etwas aufbauen. Die Wohnsitzpflicht und seine im Verhältnis zu den Wochenstunden eher bescheidene Entlöhnung nimmt er in Kauf. «Wenn man gerne mit Menschen arbeitet», so sein Fazit, «ist Pfarrer nach wie vor ein Traumberuf».

Paula Lanfranconi ist Journalistin

Universitätsverein unterstützt Stress-Forschung

Bei Studierenden, welche ein Stresstraining absolviert haben, traten in einer Stressphase geringere Reaktionen des Stresshormons Cortisol auf, und sie blieben gesünder. Dies ergab ein Forschungsprojekt, das Jens Gaab, PD am Psychologischen Institut, mit 84 Studierenden der UZH als Probanden während zwölf Monaten durchführen konnte. Das Projekt wurde durch den Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) des Zürcher Universitätsvereins (ZUNIV) finanziell unterstützt. Hierüber und über weitere Ergebnisse der Stressforschung referierte Gaab an einem Gönneranlass des FAN.

Gaab legte dar, dass körperliche Stressreaktionen durch Beziehungen zu anderen Personen ausgelöst werden, nicht durch bloss passive Belastungen. Es sind unkontrollierte Beziehungssituationen, soziale Bewertungen, insbesondere unkontrollierte Bewertungen durch andere Menschen, die Cortisolreaktionen hervorrufen. Stress sei in psychosozialer, gesellschaftlicher und individueller Perspektive zu orten. Forschungsergebnisse zeigten, dass die sozial schwachen Bevölkerungsschichten auch durch Stress stärker belastet seien, wie durch alle andern gesundheitlichen Probleme.

Zeitmanagement genügt nicht für einen gesünderen Umgang mit Stress. Stresstraining ist vielmehr ein Prozess der Bewusstmachung und Verarbeitung: Was empfinde ich als Stress? Welche Gedanken stressen mich? Treffen sie zu? Gäbe es alternative Gedanken? Wenn es solche gibt, können diese ausprobiert und eingeübt werden.

Ulrich E. Gut, Geschäftsführer des FAN

Universität Zürich

22.2. – 28.3.2010

uniagenda

Geistes- und Sozialwissenschaften

Literarische Spurensuche. Körper/Body/Leib in theologischen und philosophischen Texten. 1. März, Christian Walti (Assistent für Praktische Theologie), Studierendenfoyer, 18.45h

Vom Nutzen und Nachteil der Qualitätsbewertung für die Geisteswissenschaften. 2. März, Dr. Wilhelm Krull (Generalsekretär der VolkswagenStiftung), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, 54 (Seminarraum), 18.15h

Aspekte der chinesischen Sicherheitspolitik. 3. März, Peter Hediger, UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.00h

Operational Excellence In Uncertain Times. 5. März, Mr. Kevin Turner (COO Microsoft Corporation), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 13.00h

Executive MBA Programm Universität Zürich. Informationsveranstaltung. 8. März, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, Stock M (Restaurant Uniturm), 18.30h

Meeting the Author. 15. März, Prof. Paul Horwich (New York University) und Kommentierende, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 212, 09.00h

Why Civilizations Can't Climb Hills: The Peoples of the Southeast Asian Massif. 17. März, Prof. Dr. James C. Scott (Yale University), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F-152, 18.15h

Radial Social Work gestern und heute – Entwicklungen eines radikalen und kritischen Professionsverständnisses. 18. März, Prof. Dr. Heinz Sünker (Universität Wuppertal), Institut für Erziehungswissenschaft, Freiestr. 36, D-15 (Seminarraum), 18.15h

LionsContact. Firmen-Messe für Oec- und Jus-Absolventen. 22. März, Park Hyatt Zürich, Beethovenstr. 21 (Ballsaal), 14.00h

Philosophical Implications of Empirically Informed Ethics. Workshop. 28. März, Prof. Sarah Brosnan (Atlanta), Prof. Johannes van Delden (Utrecht), Prof. Hauke Heekeren (Berlin), Prof. Shaun Nichols (Tucson), Prof. Erich Witten (Hamburg), N.N., 09.00h

Medizin und Naturwissenschaften

Recherche in der Cochrane Library. 23. Feb., Dr. Philipp Stalder (Hauptbibliothek Universität Zürich), Careum 2, Gloriastr. 16, EG-07 (Mehrzweckraum), 14.00h

Öffentliche Führung in der permanenten Ausstellung oder in der Sonderausstellung (für die ganze Familie geeignet). 28. Feb., 7., 14., 21., 28. März, Museumspädagoge/in, Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, E 60, 11.30h

Auf in die Vergangenheit! – Zeitreise durch Jahrmillionen und spannende Forschungsaufgaben für die ganze Familie. 28. Feb., 7., 14., 21., 28. März, Museumspädagoge/in, Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, 14.00h

EndNote-Web für Mediziner. 11., 18. März, Dr. Philipp Stalder (Hauptbibliothek Universität Zürich), Careum 2, Gloriastr. 16, EG-07 (Mehrzweckraum), 14.00h

Brain Fair 2010. 15.–20. März, Neurowissenschaften 2000–2010: Was ist neu? Diverse Referate und Diskussionsforen, Ausstellung «Neural Architectures», Universität Zürich und Universitätsspital Zürich, Termine unter www.brainfair-zurich.ch

PubMed Literatur-Recherche. 24. März, Dr. Philipp Stalder (Hauptbibliothek Universität Zürich), Careum 2, Gloriastr. 16, EG-07 (Mehrzweckraum), 14.00h

Wider den Methodenzwang – Systemische Ansätze für neue Therapieformen. Interdisziplinäres Diskussionsforum. 25. März, mehrere Referierende, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 13.00h

Auf der Suche nach Lebensqualität in der Onkologie. 26. März, mehrere Referierende; organisiert vom Collegium Helveticum und der Schweizerischen Gesellschaft für Onkologie, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 09.30h

Fleckkolloquium Klimawandel verstehen: Eine historische Fallstudie zum «Jahr ohne Sommer» 1816. 31. März, mehrere Referierende, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Veranstaltungsreihen

Gemeinsamkeit im Alter

Glauben im Alter und Altern in Gemeinsamkeit – ein Thema nur für Fromme? 24. Feb., Prof. Dr. theol. Ralph Kunz, Lehrstuhl für Praktische Theologie und Zentrum für Gerontologie, Universität Zürich, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

In Verbindung bleiben – Alte Menschen und das Internet. 10. März, Hans Rudolf Schelling & Alexander Seifert, Zentrum für Gerontologie, Universität Zürich, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Da frag' ich mal die Frau Doktor. Zum Verhältnis Ärztin/Arzt - ältere PatientInnen. 24. März, Dr. med. Elisabeth Bandi-Ott, Institut für Hausarztmedizin, Universität / Universitätsspital Zürich, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Das Judentum und die Wissenschaften

Die Kosmologie von Genesis 1 im Kontext antiker Wissenschaft. 1. März, Konrad Schmid (Universität Zürich), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Jüdische Denker der Antike zwischen und inmitten von Ratio und Glauben. 15. März, René Bloch (Universität Bern), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Das mittelalterliche Judentum begegnet der griechisch-arabischen Wissenschaft. Eine Geschichte in vier Akten. 22. März, Gad Freudenthal (CDF Paris), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Digitale Destabilisierung: Medienwandel durch Konvergenz

Niedergang oder Neustart des Journalismus? Das Internet und seine Folgen. 23. März, Christoph Neuberger, Professor am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Münster, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.15h

Filmreihe Donnerstagskino: Ethnologische Themen der Zeit

Persepolis. 4. März, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Future Reloaded – Die Zukunftshaltigkeit der Wissenschaften II

Utopie und Vision in Wissenschaft und Technik. 9. März, Prof. Gerd Folkers, Direktor Collegium Helveticum, Hans Danuser, Gastprofessor für Kunst und Fotografie an der ETH Zürich, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25 (Meridian-Saal), 18.15h

Führungen im Botanischen Garten

Syria – Landscapes, plants, ruins and beduins. 23. Feb., Gabriele Salvo, Botanischer Garten, Zollikerstr. 107 (Grosser Hörsaal), 12.30h

Kolumbien: Naturnahes Kaffeeanbauprojekt des Auslandschweizers H.R.Auer. 27. Feb., Rolf Rutishauser, Botanischer Garten, Zollikerstr. 107 (Grosser Hörsaal), 14.15h

Bromelien. 2. März, Michael Kessler, Botanischer Garten, Zollikerstr. 107, 12.30h

Frosttoleranz von südhemisphärischen Gräsern. 9. März, Aelys Humphreys, Botanischer Garten, Zollikerstr. 107, 12.30h

Gastvorträge am Musikwissenschaftlichen Institut

Vom «Wunder Karajan» zu «Karajan 2008». 2. März, Herr PD Dr. Hartmut Hein von der Universität Köln, Musikwissenschaftliches Institut, Florhofgasse 11 (Seminarraum separater Eingang)), 18.15h

Das Musikalisch-Erhabene. Begriffsgeschichtliche und analytische Perspektiven. 9. März, Frau Prof. Dr. Michela Garda von der Universität Pavia, Musikwissenschaftliches Institut, Florhofgasse 11 (Seminarraum (separater Eingang)), 18.15h

Was heisst Bayreuther Stil? 18. März, Herr PD Dr. Stephan Mösch aus Berlin, Musikwissenschaftliches Institut, Florhofgasse 11 (Seminarraum (separater Eingang)), 18.15h

Memento mei. Die Anfänge der Mehrstimmigkeit im Totengedenken des 15. Jahrhunderts. 24. März, Frau Prof. Dr. Margarte Bent von der Universität Oxford, Musikwissenschaftliches Institut, Florhofgasse 11 (Seminarraum (separater Eingang)), 18.15h

Hochschuldidaktik über Mittag

Wissenschaft für den Beruf – Hochschullehre zwischen wissenschaftlichem Anspruch und Arbeitsmarktbefähigung. 10. März, Prof. Dr. René Algesheimer, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, E 18 (Hörsaal), 12.15h

Wissenschaft als Beruf – Kompetenzen für eine Wissenschaftslaufbahn und didaktische Implikationen. 24. März, Prof. Dr. Michael Hengartner, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, E 18 (Hörsaal), 12.15h

Informationskompetenz

Wirtschaftswissenschaften: Informationssuche für Bachelor- und Masterarbeiten. Recherche-Workshop. 24. Feb., Daniel Stettler, Zentralbibliothek Zürich, Zähringerplatz 6 (Computerraum), 12.15h

Karriere über Mittag

Wohin des Weges? Den idealen Job erfolgreich suchen und finden. 9. März, Cornel Müller (x28), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, H 317, 12.15h

Profil macht Karriere: Erfolgreich durch Self Branding. 16. März, Dr. Petra Wüst (Wüst Consulting), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, H 317, 12.15h

Kompetenzbilanz: Ich kann mehr als ich weiss! 23. März, Bea Kutter (Kompetenzenbilanz Kanton Zürich), Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, H 317, 12.15h

Kolloquium für Psychotherapie und Psychosomatik

«Unbezahlbar – unbezahlt» und «ohnmächtig – omnipotent». Gedanken zur Belohnung des Therapeuten. 1. März, Dr. med. Heiner Lachenmeier (Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Affoltern am Albis), Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8, U15 (Grosser Kursraum), 11.15h

Belohnung und Strafe als Mittel zur Veränderung von Suchtverhalten. 8. März, Prof. Dr. med. Dr. phil. Ambros Uchtenhagen (Emeritierter Ordinarius für Sozialpsychiatrie), Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8, U15 (Grosser Kursraum), 11.15h

Belohnung und Depression – therapeutische Ansätze. 15. März, Prof. Dr. med. Gregor Hasler (Professor für Psychiatrische Versorgungsforschung und Sozialpsychiatrie, Universitäre Psychiatrische Dienste Bern), Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8, U15 (Grosser Kursraum), 11.15h

Ist die IV-Rente eine Belohnung? 22. März, Dr. med. Andreas Kaldune (Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8, U15 (Grosser Kursraum), 11.15h

Belohnung in der Psychotherapie am Beispiel des therapeutischen Computerspiels «Schatzsuche». 29. März, Dr. (PhD) Dr. phil. Veronika Brezinka (Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie Zürich), Psychiatrische Poliklinik USZ, Culmannstr. 8, U15 (Grosser Kursraum), 11.15h

Öffentliche Vorträge des Paläontologischen Instituts und Museums

Jurassic Park, südliche Ansicht: Wirbeltierfunde aus Patagonien. 10. März, PD Dr. Oliver Rauhut (Bayerische Staatssammlung München), Karl-Schmid-Str. 4, E-72a/b (Hörsaal), 18.15h

Steuern und umverteilen. Effizienz in der Wirtschaft – Gerechtigkeit in der Gesellschaft?

Der totaldemokratische Minimalstaat. Zur Geschichte des schweizerischen Steuersystems. 25. Feb., Prof. Dr. Jakob Tanner, Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180 (Hörsaal), 18.15h

Mit Ökosteuern zu mehr Gerechtigkeit und Effizienz?. 4. März, Prof. Dr. Dr. h.c. Ernst Ulrich von Weizsäcker (International Panel for Sustainable Resource Management, Emmendingen), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180 (Hörsaal), 18.15h

Steuergerechtigkeit als fiskalpolitische Maxime. 11. März, Prof. Dr. René Matteotti (Universität Bern), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180 (Hörsaal), 18.15h

Die Schweiz im nationalen und internationalen Steuerwettbewerb. 18. März, Prof. Dr. Gebhard Kirchgässner (Universität St. Gallen), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180 (Hörsaal), 18.15h

Partisan Ideology or Political Realism? Politics of the Welfare State. 25. März, Prof. Dr. Junko Kato (University of Tokyo), Universität Zürich Zentrum, Karl-Schmid-Strasse 4, F 180 (Hörsaal), 18.15h

Weltwirtschafts- und Finanzkrise – Ursachen, Wirkungen, Lösungen (Wissenschaftshist. Kolloquium)

Kasino-Kapitalismus – wie es zur Finanzkrise kam und was jetzt zu tun ist. 2. März, Prof. Dr. Hans-Werner Sinn (Ifo Institute for Economic Research und Universität München), ETH, Rämistr. 101, G 5 (Auditorium), 18.00h

Psychogramm einer Krise. 16. März, Prof. Dr. Urs Müller (Universität Basel), ETH, Rämistr. 101, G 5 (Auditorium), 18.00h

Antrittsvorlesungen

DNA: Vom Molekül des Lebens zum Molekül nach Design. 22. Feb., PD Dr. Bernhard Spingler, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Quo vadis Bildgebung – Die modernen Technologien und die Veterinämedizin. 22. Feb., Prof. Dr. Patrick R. Kircher, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Mechanismen der renalen Inflammation: «Chemokinesisch» für Anfänger. 27. Feb., PD Dr. Stephan Segerer, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Haben chronische Atmungsstörungen schädliche Auswirkungen auf das Herz und die Gefässe? 27. Feb., PD Dr. Malcolm Kohler, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

«Freie» politische Willensbildung und Medienberichterstattung. 1. März, Prof. Dr. Jörg Matthes, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Mathematik, ein Spiel? 1. März, PD Dr. Lorenz Halbeisen, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Das Extremklettern aus medizinischer Sicht. 6. März, PD Dr. Andreas Schweizer, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Die motorische Erholung nach einer Rückenmarkverletzung: Die Black Box genannt Rehabilitation. 6. März, PD Dr. Hubertus J. A. van Hedel, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Quantitative Methoden in den Finanzwissenschaften: mehr oder weniger? 8. März, Prof. Dr. Erich Walter Farkas, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Chronische Entzündung und Krebs: Eine heisse Geschichte. 8. März, PD Dr. Mathias Heikenwälder, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Herzerkrankungen beim Kind – nicht immer angeboren. 13. März, PD Dr. Walter Knirsch, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Testing the Equivalence of an Instrument to Assess Schwartz›s Human Values: How Harmful are Translations? 13. März, Prof. Dr. Eldad Davidov, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Money and Liquidity in Financial Markets. 15. März, Prof. Dr. Kjell G. Nyborg, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Evolution und Diversität von HIV. 15. März, PD Dr. Karin J. Metzner, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Tier beisst Mensch – Hirnerkrankungen als Ursache für Aggressionsverhalten bei Hund und Katze. 20. März, PD Dr. Frank Steffen, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Mit dem Skalpell gegen den Diabetes. 20. März, PD Dr. Markus K. Müller, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Writing against Islamic Dramas. Islamisches Familienrecht neu denken. 22. März, Prof. Dr. Bettina Dennerlein, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Gestresste Tumorzellen eröffnen neue Wege für die Krebstherapie. 22. März, PD Dr. Manuel Stucki, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Pressierts, passierts! Gesichtsschädelverletzungen bei Erwachsenen. 27. März, PD Dr. Roger Zwahlen, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Mehr werden durch Teilen: Regulation der Stammzell-Homöostase und -Differenzierung im blutbildenden System. 27. März, Prof. Dr. Markus G. Manz, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Steuersouveränität – Relikt oder Zukunft?. 29. März, Prof. Dr. Madeleine Simonek, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Understanding the Cellular Basis of Alzheimer›s Disease. 29. März, Prof. Dr. Lawrence Rajendran, Universität Zürich Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

meine agenda

Barbara Basting

Vom Nutzen und Nachteil der Qualitätsbewertung für die Geisteswissenschaften

2. März, Dr. Wilhelm Krull (Generalsekretär Volkswagen-Stiftung), Karl-Schmid-Str. 4, 54 (Seminarraum), 18.15h

«Evaluationen sind heute üblich an den Universitäten, und sie können wertvoll sein. Aber gerade für die Geisteswissenschaften bergen sie besondere Probleme; denn hier muss der Qualitätsbegriff ständig neu verhandelt werden. Mich interessiert sehr, wie der Chef der VolkswagenStiftung als der grössten gemeinnützigen Förderstiftung für die Wissenschaften in Deutschland die aktuelle Lage einschätzt.»

Kasino-Kapitalismus – wie es zur Finanzkrise kam und was jetzt zu tun ist.

2. März, Prof. Hans Werner Sinn (Ifo Institut – Uni München/ETH), ETH, Rämistr. 101, G 5 (Auditorium), 18.00h

«Das möchten wir jetzt alle gerne haben, eine Antwort auf die bewährte Frage, die auch schon Lenin stellte: «Was tun?». Leider kollidiert die Veranstaltung mit jener zur Qualitätsbewertung in den Geisteswissenschaften. Und so habe ich das auch aus meinem Studium in Erinnerung: Oft liefen die wirklich interessanten Veranstaltungen parallel. Schade! Die Evaluationsproblematik hat wohl mehr Chancen bei mir.»

Brain Fair 2010: Grenzen und Möglichkeiten der Bildgebung

20. März, Universitätsspital, Frauenklinikstr. 20 (Hörsaal Nord 1), 10.00h

«Bildgebende Verfahren sind dank des technologischen Fortschritts immer wichtiger in der Medizin und in den Naturwissenschaften; immens teure Apparate erlauben ungeahnte Innenansichten vom Körper. Aber was sieht man da wirklich? Und muss nicht am Ende jedes noch so vermeintlich objektive, noch so hochaufgelöste Bild von Menschen interpretiert werden? Sollte das nicht den Glauben in die teure Apparatemedizin ein stückweit relativieren? Auf solche Fragen würde ich von der Veranstaltung eine Antwort erwarten.»

Barbara Basting hat seit Anfang 2010 Einsitz im Universitätsrat und leitet die Kulturredaktion von Schweizer Radio DRS 2.

Die laufend aktualisierte Agenda finden Sie unter www.agenda.uzh.ch

Stimmt es, dass …

… die Anforderungen an Stellensuchende immer höher werden?

Der erste Eindruck ist eindeutig: Wer in einem Stellenanzeiger blättert oder im Internet eine Stelle sucht, sieht sich mit ausgesprochen hohen Erwartungen konfrontiert. Die Unternehmen suchen Mitarbeitende, die nicht nur top ausgebildet sind, sondern darüber hinaus auch auf jahrelange Berufserfahrung zurückblicken können und gleichzeitig eine ganze Palette von Arbeitstugenden und sozialen Kompetenzen mitbringen. Und der erste Eindruck trügt nicht: Noch nie waren die Anforderungen an Stellensuchende so hoch wie heute. Allerdings lohnt es sich, diese Veränderungen sowie deren Ursachen und Folgen etwas genauer anzusehen.

Berufsbildung wird unentbehrlich

Noch bis Ende der Sechzigerjahre wurde nur in einem Drittel aller Stelleninserate eine über die obligatorische Schulzeit hinausgehende Ausbildung verlangt. Im 21. Jahrhundert gilt dies für rund drei Viertel der Stellen. Vor allem die Berufslehre ist von Jahr zu Jahr wichtiger geworden und ist unterdessen etwa in der Produktion oder im kaufmännischen Bereich schlicht unentbehrlich: Hilfsarbeiter werden kaum noch gesucht, die Stenodaktylo ist eine ausgestorbene Berufsbezeichnung. Stellenangebote, die keine Lehre voraussetzen, finden sich vor allem noch im Verkauf, im Gastgewerbe, in der Reinigung oder im Transport. Seit den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts nimmt aber auch die Anzahl Stellen stark zu, welche eine Ausbildung auf Tertiärniveau erfordern. Neben Hochschuldiplomen betrifft dies insbesondere höhere Ausbildungen, die auf einer Berufslehre aufbauen, wie Abschlüsse höherer Fachschulen oder Fähigkeitsausweise. Ausser auf formale Ausbildungsgänge wird zudem immer mehr Wert auf Weiterbildungen und Spezialkenntnisse gelegt: Zum Beispiel in der Informatik, im Verkauf oder – in jüngster Zeit stark steigend – auf juristischen Zusatzkenntnisse für Stellenangebote, die sich nicht an Juristen richten.

Seit etwa zwanzig Jahren wachsen zudem die Erwartungen der Unternehmen bezüglich beruflicher Erfahrung und Soft Skills der Mitarbeitenden ausserordentlich stark an. Dabei ersetzen diese Qualifikationen keineswegs die formale Ausbildung, viel eher kumulieren sich die Anforderungen: Je anspruchsvoller eine Stelle in Bezug auf den Bildungsabschluss ist, desto eher wird auch Erfahrung vorausgesetzt und desto vielfältiger sind die Ansprüche an die persönlichen Stärken, die unter dem Begriff der Soft Skills zusammengefasst werden. Dazu gehört die Fähigkeit, sich in einen sozialen Rahmen einzufügen, erfolgreich zu kommunizieren und sich durchzusetzen. Zu den Soft Skills gehören aber auch persönliche Belastbarkeit, Flexibilität, Lernbereitschaft und Kreativität sowie die Leistungsmotivation und Zuverlässigkeit. Auffallend ist, dass traditionelle Arbeitstugenden, welche die gewissenhafte Pflichterfüllung betonen, keineswegs an Bedeutung verloren haben. Qualitäten wie Selbststeurungs- und Problemlösungsfähigkeit angesichts wenig strukturierter Arbeitszusammenhänge kommen dazu. Der Doppelcharakter des zeitgenössischen Arbeitszusammenhangs, wo einerseits die Handlungsmöglichkeiten und der Verantwortungsbereich ausgeweitet werden, diese andererseits aber unmissverständlich an die Interessen des Betriebs zurückgebunden werden, kommt darin deutlich zum Ausdruck. Der perfekte Arbeitnehmende im 21. Jahrhundert bringt diese Ansprüche idealerweise unter einen Hut.

(Illustration Azko Toda)

Chancen und Risiken in der neuen Arbeitswelt

Die Welt der Arbeit hat sich in den letzten fünfzig Jahren in vielerlei Hinsicht gewandelt. Die Verschiebungen in der Wirtschaftsstruktur und die Veränderungen der einzelnen Arbeitsplätze sind auch für die steigenden Anforderungen an die Arbeitnehmenden verantwortlich. Stark ins Gewicht fällt, dass anspruchslosere Stellen vor allem in der Industrie weitgehend verschwunden sind. Dies ist eine Folge davon, dass einerseits grosse Teile der Produktion inzwischen in andere Länder ausgelagert wurden und andererseits die im Inland verbleibenden Arbeitsschritte meist hochtechnisiert sind.

Die moderne Computertechnologie ist auch mitverantwortlich dafür, dass viele Tätigkeiten im Produktions- und Dienstleistungsbereich immer anspruchsvoller werden. Die Delegation von Routinetätigkeiten an die Maschine führt dazu, dass die verbleibenden Arbeiten sich stärker auf das Lösen komplexer Probleme, die Kommunikation mit Mitarbeitenden und Kunden sowie die Koordination von Arbeitsabläufen und deren Überwachung konzentrieren. Neue Formen der Arbeitsorganisation, welche die Selbstverantwortung betonen und gleichzeitig die Fähigkeit zur Zusammenarbeit im Team voraussetzen, tragen ebenfalls zur Steigerung der Anforderungen bei. Während Arbeitskräfte, die mit den entsprechenden formalen und persönlichen Qualifikationen ausgestattet sind, damit herausfordernde Tätigkeiten mit erweitertem Handlungsspielraum finden, wird für Leute, die diesen hohen Ansprüchen nicht gerecht werden können oder wollen, die Stellensuche immer schwieriger und die Aussichten auf eine längerfristig gesicherte und befriedigende Tätigkeit geringer.

Chancen und Risiken sind in der neuen Arbeitswelt ausgesprochen ungleich verteilt. Die daraus resultierende gesellschaftliche Polarisierung dürfte sich in Zukunft noch akzentuieren. Dies nicht zuletzt darum, weil kaum zu erwarten ist, dass sich die genannten Trends auf dem Arbeitsmarkt angesichts der härter werdenden internationalen Konkurrenz bald wieder abschwächen werden.

Alexander Salvisberg

Alexander Salvisberg ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Stellenmarkt-Monitors Schweiz am Soziologischen Institut der Universität Zürich. Weitere Informationen zur Stellenmarktforschung unter www.stellenmarktmonitor.uzh.ch

Soeben erschienen: Alexander Salvisberg: Soft Skills auf dem Arbeitsmarkt: Bedeutung und Wandel. Seismo Verlag, Zürich 2010.

Blick von aussen

Zwischen Bühne und Tournee Heidegger lesen

Die Hamburgerin Elena Lange ist seit einem Jahr Doktorandin am UFSP Asien und Europa. Im Folgenden berichtet die Musikerin und Philosophin, wie sie nach Jahren in Japan in der Schweiz gelandet ist.

Bild Frank Brüderli

«Nicht in die Nationalfalle tappen»: Elena Lange.

Hamburg-Fukui(Japan)-Zürich. Stationen meines akademischen Wegs – nein, nicht ganz. Akademisch war mein Hamburger Weg nie, dort bin ich geboren, aufgewachsen, war Teil einer subkulturellen, sich politisch verstehenden Künstler- und Musikszene, die Ende der Neunziger Bankrott ging und sich 2009 mit Kämpfen gegen das Kulturestablishment relegitimierte. Mein Philosophie- und Japanologie-Studium an der Uni Hamburg lief nebenbei, aber irgendwie doch stetig: Heidegger lesen auf Tour, japanische Gedichte aus dem 10. Jahrhundert übersetzen, während ich mit Schorsch Kamerun – der später bekanntlich auch am Zürcher Schauspielhaus inszenierte – für eine musikalische Revue in Berlin probte. Verrückt, gut und unsagbar anstrengend. Und zu viel. Es war nicht die Zeit, mit Musik Geld zu machen. Jedenfalls nicht, wenn man nicht in der Band Tocotronic spielte.

Ein Promotionsstipendium des japanischen Kulturministeriums in einem verschlafenen Städtchen an der Westküste Japans (Fukui) brachte dann Geld und – besser – neue Ansichten. Weniger auf den akademischen Betrieb als auf die zurecht verschmähte nationale Identität. War man aus Prinzip gegen das deutsche Establishment, wozu man dann die neue Deutschtümelei zählte (siehe WM 2006), lernte man spätestens in Japan, warum auf der politischen Palette die Haltung «antideutsch» eher unter «lächerlich» zu verbuchen ist. In der Tat brauchte es dazu den Anstoss von aussen. Plötzlich wurde Deutschland so klein. Und unbedeutend.

Das änderte sich in einer Art dialektischen Wendung spätestens im Januar 2009, als ich mein Leben in Zürich begann. Wo «deutsch sein» für mich in schön Hegelianischer Manier «gleichgültig gegen die eigene Bestimmung» wurde, erinnerten mich die SVP und die «Weltwoche» plötzlich daran, dass das Prädikat «deutsch» auf mich zutrifft. Im Gegensatz zur naheliegendsten Reaktion auf die rechte Propaganda («Jetzt erst recht!»), plädiere ich für das vermittelte Dritte, das These und Antithese als Scheingefecht identifiziert. Am UFSP Asien und Europa und an der Zürcher Japanologie gehört es einfach zum Selbstverständnis, dass ein gewisses Reflexionsniveau nicht unterschritten wird: Jeglichen Nationaldiskurs abzulehnen, nicht in die von reaktionären Interessenvertretern ausgelegte Nationalfalle zu tappen.

Zur Verdeckung anderer Probleme ausgelegte Nationalfallen sind jedoch keine Schweizer Erfindung. Dass dem überall etwas entgegenzusetzen sei, wird in meiner neuen akademischen Familie als Selbstverständlichkeit betrachtet – und kaum eine Diskussion fällt hinter diesen Standard zurück. So ist Zürich für mich zur ersten eigentlich akademischen Station geworden. Und zu einem neuen Zuhause.

Elena Lange

Letztes

Schlitteln

«Dieses Plastikding soll ein Schlitten sein? Warum hast du denn keinen schönen Holzschlitten gekauft?» Meine Herzdame ist eher traditionell veranlagt. «Das ist die neueste Entwicklung. Er ist leichter und lässt sich besser lenken. Niemand fährt mehr einen ‹Davoser›», verteidige ich meine Neuerwerbung. Aber meine Stilfachfrau kann ihre ästhetischen Bedenken nicht unterdrücken: «Für mich sieht das eher aus wie ein Babyklo.» «Das ist ein solides Schweizer Produkt, und damit gehen wir jetzt auf die Piste», versuche ich die Diskussion zu beenden. Doch das letzte Wort hat wie immer sie: «Du sitzt vorne. Ich will nicht, dass man mich darauf erkennt.»

Wir sind nicht alleine auf der Schlittelbahn. Im Gedränge zwischen hundert anderen Konkurrenten suche ich einen Startplatz. Überall elegante Davoser Holzschlitten. Nur die Kinder und wir sitzen auf buntem Plastik.

Auf der Abfahrt ist's auch nicht einsamer. Wir werden beidseitig mit lautem Gejohle überholt. Zu Letzterem trägt meine Hintermannschaft hörbar bei: Jede Kurve wird mir direkt ins Ohr angekündigt mit einem schrillen «Neeiiin!», die Geraden mit einem weit hörbarem «Langsaameeer!». Und dazwischen schreit meine Herzdame einfach so.

Nach knochenbrechenden zwanzig Minuten sind wir endlich unten angelangt. Ich erhebe mich ächzend und drehe mich zu meiner Herzdame um, krampfhaft nach besänftigenden Worten suchend für diese unmenschliche Marter. Sie strahlt: «Das war wirklich super! Gehen wir gleich noch mal?»

Thomas Poppenwimmer